

Wiener Stadt-Bibliothek.

8746

A





727
~~889~~
104



Schule

der

Belehrung und Warnung.

Eine

Sammlung wahrer Geschichten

für die Jugend

von

Leopold Chimani.

(Mit einem Kupfer.)

Dritte verbesserte Auflage.

Wien, 1827.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

1811

Verzeichnis der Bücher

Sammlung der Bücher

Verzeichnis der Bücher



Vorrede zur ersten Auflage.

Die vorliegende Schrift ist eine Fortsetzung des Werckens: Wahre Geschichten für die Jugend, welche sich in den letzten Jahren zugetragen haben, von dem in wenigen Jahren vier sehr starke Auflagen vergriffen worden sind.

Diese gute Aufnahme des Werckens scheint mir anzuzeigen, daß ich meinen Zweck, der Jugend durch Belehrung und Warnung nützlich zu seyn, nicht verfehlt habe. Mehr aber ward ich in dieser Meinung durch schriftliche und mündliche Zeugnisse bewährter Pädagogen bestärkt, daß Katecheten und Schullehrer nützlich Gebrauch von diesem Büchlein bey dem Unterrichte gemacht, und Beyspiele aus demselben zur Bestätigung ihrer Lehren genommen haben. Selbst Volkßlehrer haben auf der Kanzel Thatsachen aus diesem Büchlein entlehnt. Auch ist das Buch in die slavische Sprache übersezt worden. Sollte der mehrfach anerkannte Nutzen des Buches nicht Aufmunterung für mich seyn, diese Sammlung der Geschichten fortzusetzen, und neue für die Jugend zu bearbeiten?

Man könnte mir einwenden, daß eine Reihe von Unglücks geschichten die Kinder furchtsam mache, den Unternehmungsggeist in ihnen ersticke, und sie um den kindlichen Frohsinn bringe. Bey verzärtelten, von Natur aus schüchternen Kindern; bey

Kindern, die aus übertriebener Besorgniß immer am moralischen und physischen Gängelbände geführt werden; bey Kindern, die noch nicht allein gehen, denken, wollen und handeln gelernt haben, kann dieses wohl der Fall seyn: diesen gebe man ja mein Buch nicht in die Hand, sonst fürchten sie Gefahr, wo keine ist, sonst fallen sie mit zitterndem Schritte auf ebenem Wege.

Doch die Zahl dieser kleinen Weichlinge ist sehr gering, könnte aber bey unserer verweichlichenden Erziehung größer werden. Wer aber in der Kinderwelt gut bekannt ist, der weiß, daß den meisten Kindern frisches Blut durch die Adern strömt, daß ihr Feuer sie hinreißt, daß Muthwille und Leichtsin sie beherrscht, daß Unbesonnenheit die Vernunft nicht immer zur Sprache kommen läßt, daß sie gewöhnlich eher und schnell handeln, dann erst denken. Sollten da Warnungstafeln überflüssig seyn? Hören wir nicht fast täglich, wie sich unbedachtsame und muthwillige Kinder durch Leichtsin und Unbesonnenheit Schaden zufügen, sich oft lebenslänglich unglücklich machen? Wie viele stürzen sich in die Gefahr, ohne dieselbe zu kennen? Muß man die Feuerigen nicht immer warnen, sie über die Gefahren belehren u. s. w.? — Zu dem finden sich ja immer in diesem Buche nach Unglücks geschichten zur Abwechslung und Erheiterung des Geistes, Erzählungen schöner und edler Handlungen, welche sanft rühren und das Gemüth erheben.

Wenn aber Geschichten auf den Willen und die Handlungsweise der Kinder wirken sollen, so müssen sie wahr und nicht erdichtet seyn. Fragt nicht schon das sechsjährige Kind, wenn es eine Geschichte oder Erzählung hört oder liest, ob sie auch

wirklich geschehen sey? Wie oft muß da der Lehrer, wie oft müssen die Altern zu Lügnern werden, und ja sagen, um die Wirkung der Erzählung nicht zu schwächen! Je älter das Kind wird, desto mehr zweifelt es, ob die Geschichte sich in der That zutragen habe? Zu dem sind die erdichteten Erzählungen meistens Ideale, und enthalten Charaktere, welche man in der wirklichen Welt nicht so antrifft, wie sie geschildert werden; die Tugend wird zu vollkommen, das Laster zu gräßlich dargestellt, und die Folgen guter und böser Handlungen werden so zahlreich angeführt, daß die Erwartungen des Kindes überspannt werden, und es sich eben dadurch getäuscht findet. Wird dadurch nicht offenbar die Wirkung der Erzählung geschwächt, und muß das Kind nicht an der Wahrheit derselben zweifeln? Viel viel mehr werden Geschichten wirken, die aus der wirklichen Welt genommen, bey denen Person, Zeit und Ort angegeben sind.

Dieses sey gesagt, um das Erscheinen dieses Werks zu rechtfertigen, welches eben so, wie sein Vorgänger, auf die gütige Nachsicht der Lehrer und Altern Anspruch macht, und nur in der Absicht in die Kinderwelt tritt, um der Jugend nützlich zu seyn, der ich immer von ganzen Herzen zugethan bin, und mit besonderer Vorliebe meine freyen Stunden widme.

Wien am 20. December 1815.

Der Verfasser.

Vorrede zur zweyten Auflage.

Das bewährte Urtheil gründlicher Pädagogen und mehrerer kritischer Blätter, wie auch der schnelle Absatz von zwey tausend Exemplaren der ersten Auflage, haben die Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieser Schrift erprobt. Um mich dankbar für die gute Aufnahme derselben zu beweisen, habe ich diese zweyte Ausgabe fast auf jeder Seite verbessert, und sie mit so vielen anziehenden Gesichten aus den letzten Jahren vermehrt, daß sie um einige Druckbogen angewachsen ist, ohne den mäßigen Verkaufspreis zu erhöhen. Ich wünsche derselben, daß sie wie die erste verbreitet werde, und hierfür Nutzen stiften möge.

Wien am 18. März 1818.

Vorrede zur dritten Auflage.

Dieses Buch verbreitet sich immer mehr, und ich glaube dadurch auf die Nützlichkeit desselben schließen zu können. Ich habe daher vor der dritten Auflage den Inhalt aufmerksam durchlesen und verbessert, und ich wünsche, daß sich auch diese Ausgabe einer guten Aufnahme erfreuen möge.

Wien am 16. November 1826.

Der Verfasser.

Schöne Züge der Wohlthätigkeit.

1. Die wohlthätigen Prinzen.

Durch den Deutschen Befreyungs-Krieg im Jahre 1813 hatte Sachsen ungemein gelitten. Das gefräßige, raubgierige und plünderungslüchtige Französische Heer hatte dieses Land den ganzen Sommer hindurch besetzt, und die zahlreichen Armeen der Verbündeten drangen in dasselbe ein. Schlachten folgten auf die blutigsten Gefechte; alle Drangsalen des Krieges: Noth, Hunger, ansteckende Krankheiten, Viehseuche, Feuersbrünste, Verheerung und Zerstörung, Raub und Plünderung zeigten sich in ihren gräßlichsten Gestalten. Tausend Familien waren an den Bettelstab gebracht, die wohlhabendsten verarmet. Überall zeigten sich Elend und Jammer.

Besonders aber war die Völkerschlacht bey Leipzig (am 18. October 1813) für die friedlichen Einwohner sehr verheerend. Alle Örter im Umkreise von mehreren Stunden wurden abgebrannt, die Feldfrüchte zerstört, das Vieh weggeführt. Wie Schatten schlichen die unglücklichen Landbewohner herum, und fleheten zu Gott und den Menschen um Hülfe.

Da zeite sich besonders die Englische Nation, die einen thätigen Antheil an diesem Befreyungs-Kriege genommen hatte, sehr wohlthätig gegen die durch den Krieg Verunglückten. Es wurden dort allenthalben Sammlungen veranstaltet, die so ergiebig waren, daß den verarmten Sachsen eine mächtige Aushülfe an Geld zuflöß.

Ein Sachse hatte die klägliche Lage des Dorfes Libertwolkwitz, um dessen Besitz man wüthend in dieser Schlacht gekämpft hatte, in einem Briefe geschildert. Der Brief wurde in einer Englischen Zeitung abgedruckt, und machte einen wunderwürdigen Eindruck auf die Herzen der Bewohner Londons, und zwar durch folgenden Umstand.

Die beyden jungen Prinzen des Herzogs von Braunschweig, jenes Helden, der in der Schlacht bey Mont Saint Jean am 18. Junius 1815 fiel, welche damahls in London sich befanden, der eine acht, der andere beynah zehn Jahre alt, lasen diesen Brief in der Zeitung, und wurden so von Wehmuth und Mitleid ergriffen, daß der Jüngste zu seinem älteren Bruder sagte: „Höre! wir wollen doch unsere alten Louisd'or aus der Sparbüchse nehmen, und sie so gleich zu unserem Freunde Ackermann tragen. Der wird dafür sorgen, daß sie den armen Libertwolkwitzern zukommen. Sie können sich doch ein Pferd oder ein Paar Kühe dafür kaufen.“ Der ältere Bruder fand diesen Gedanken vortrefflich. „Ja, lieber Bruder,“ erwiderte er, „wir wollen dieses thun!“

So gleich hobten sie die Louisd'or hervor, steckten sie in einen Beutel, und brachten sie dem Herrn Ackermann mit den Worten: „Hier haben Sie für die armen Libertwolkwitzer alles, was wir besitzen; nur bitten wir Sie, das Geld sammt dem Beutel, wie es da ist, zu übersenden.“

Herr Ackermann, ein in London wohnender Sachse, wurde von der Wohlthätigkeit dieser beyden jungen Deutschen Prinzen so innig gerührt, daß er sich der Freudenthränen nicht erwehren konnte. Er versprach den Auftrag der Prinzen genau zu vollziehen; und kaum hatten sich diese von ihm entfernt, so eilte er auf die Börse und auf Loyds Kaffeh-Haus, wo die reichsten Kaufleute und angesehensten Personen zusammen kommen, und erzählte diesen schönen Vorfall.

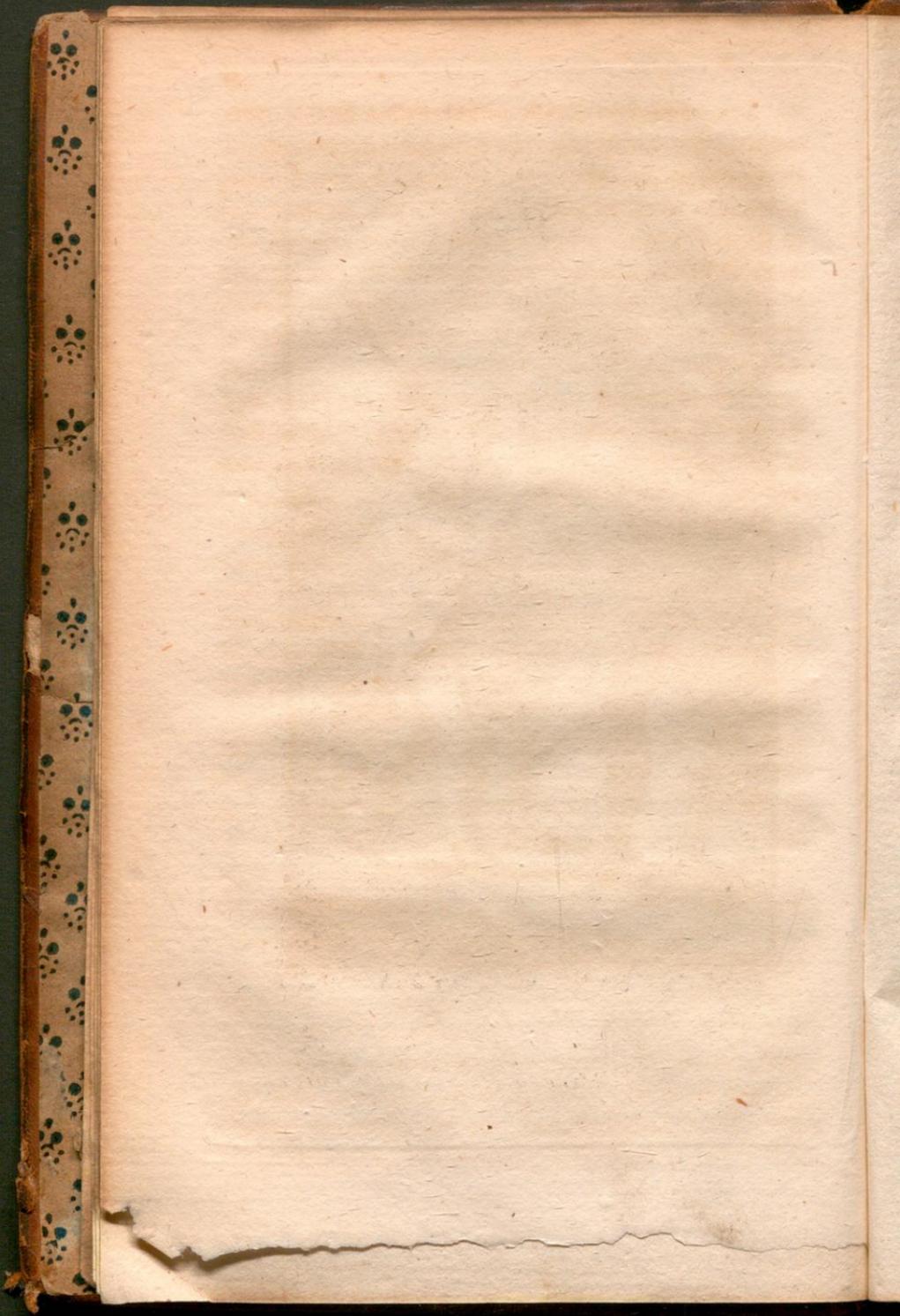


Schindler del.

1786. 101.

Hier haben Sie für die armen
Libertwolkwitzer alles, was wir haben.

S. 8.



Die anwesenden Kaufleute und andere Herren wurden von dieser wohlthätigen Handlung der jungen Prinzen gleichsam begeistert und riefen: „Wenn das Kinder thun, was müssen nun nicht erst wir thun?“ Alle drängten sich an Herrn Ackermann, und unterzeichneten große Summen, so daß in Kürze bey einer Million Gulden beysammen waren, welche den armen Sachsen, mit dem Beutel von den edlen Prinzen für die verunglückten Libertwolkwitzer, übersendet wurden.

Heil den wohlthätigen Prinzen! Wie beglückend wird ihr Wandel unter ihren Unterthanen seyn, wenn sie einst im väterlichen Erbe, das ihnen die Schlacht bey Leipzig gewonnen hat, regieren werden!

2. Wohlthätiger Dank gegen verwundete Krieger.

Eine wohlthätige Frau reichte in dem Kriegsjahre 1814, (es war in den ersten Tagen des Februars), einem verwundeten Krieger eine Gabe an Geld. Ein Knabe in schmutziger, beynahe zerrissener Kleidung that dergleichen. Sie gibt einem zweyten; er auch; sie reicht einem dritten ein Almosen; er auch. Hierüber stutzig, fragte ihn die Frau: „Junge, wie kommst du zu diesem Gelde, und wer hat dich gelehret, es so wohlthätig zu verwenden?“

Die Antwort war: „Ich rufe die Zeitung vom Kriege aus, und den ganzen kleinen Gewinn, den ich aus dem Verkaufe derselben ziehe, vertheile ich unter die kranken und verwundeten Krieger. Soll ich nicht denen, die mich vor Feindesgefahr schützen, und den Sieg erkämpfen helfen, meinen Dank abstaten?“ — Die Frau ging gerührt fort, und segnete im Stillen den Knaben, der auch in seiner Armuth wohlthätig war. — Und ihr, liebe Freunde, sollet ihr es nicht auch seyn, da euch die Vorsehung durch eure Ältern in bessere Umstände versetzt hat?

3. Samaritische Nächstenliebe.

Zu Ende October 1814 fand man in Paris auf dem Plage Beauveau ein kleines Wickelkind, welches liebe Menschen ausgefetzt hatten. Der Zettel, welcher dabey lag, meldete, daß die Altern nicht im Stande seyen, das Kind zu ernähren, und deswegen Menschenfreunde bätthen, sich desselben anzunehmen.

Es gehöret große Verdorbenheit des Herzens und Abstumpfung des moralischen Gefühls dazu, die man nur in einem durch immerwährende Kriege verwilderten Lande antrifft, wenn Altern das ihnen von Gott geschenkte Unterpfand ihrer gegenseitigen Liebe und Treue gefühllos von sich stoßen, unter dem schalen Vorwande, daß sie dasselbe nicht ernähren können. Hat wohl der liebe Gott auch noch so armen Altern je ein Kind geschenkt, denen er nicht auch Mittel zu dessen Unterhalte gab? Ist je schon ein Kind in dem Hause arbeitsamer Altern verhungert? Wenden wir weg unsern Blick von diesen gefühllosen Altern, und sehen wir, was mit dem Kinde geschehen ist.

Viele eingeborne Franzosen gingen, wie der Pharisäer und Levit im Evangelium vor dem unter die Mörder gerathenen Reisenden, ungerührt bey dem Kinde vorüber, lassen den Zettel, und ließen das Kind liegen. Endlich kam ein Fremdling, wie dort der Samarit; er hob das Kind auf, trug es auf seinen Armen zum Polizey-Commissär, und nahm es dort mit einer gerichtlichen Versicherung an Kindes Statt an.

Und wer war dieser barmherzige Samarit? — Ein armer Savoyard, Vater von sechs eigenen lebendigen Kindern, die er mühsam ernährte. —

„Wer hat,“ frage ich hier mit den Worten des göttlichen Lehrmeisters, „als Nächster an dem Kinde sich bewiesen?“ — Gehet hin und thut desgleichen!

4. Der unbekante Wohlthäter.

Eine arme Witwe, welche von einem kleinen Gna-
dengehalte dürftig lebte, ernährte kümmerlich ihre drey klei-
nen Kinder durch die Arbeit ihrer Hände. Halbe Nächte saß
sie am Arbeitstische, und doch konnte sie kaum so viel ver-
dienen, daß sie mit ihren Kindern bey der großen Theuerung
aller Lebensbedürfnisse im Jahre 1815 sich sättigen konnte.

Herr W*, (dürfte ich nur den Nahmen dieses Men-
schenfreundes ausdrücklich nennen!) hörte die traurige Lage
dieser armen Frau schildern, und begab sich ungekannt in
die armselige Wohnung derselben, wo er sie bey der Ar-
beit, von ihren Kindern umlagert, die an hartem Commis-
sionsbrote käuerten, antraf. Er besah die wenigen fertigen Ar-
beiten, und unter denselben einen niedlichen Tobaksbeutel,
den er kaufen zu wollen vorgab. Doch war er nicht ganz
nach seinem Geschmacke, und etwas zu klein, wie er sagte.
Er stellte denselben, nachdem er ihn absichtlich auf diekehr-
seite gewendet hatte, der armen Witwe zurück, und ent-
fernte sich. Die Frau kehrte den Beutel wieder um, und
siehe da! ein Einlösungsschein von 100 Gulden lag in dem-
selben, welchen der edle Mann als eine wohlthätige Gabe
für die arme Familie zurückgelassen hatte, und wofür er nicht
einmahl den Dank derselben haben wollte, welchen die
wahrhaft Dürftigen so gern ihren Wohlthätern zollen.

Doch der edle Menschenfreund hat seinen Lohn in dem
schönen Bewußtseyn, eine arme Familie zur Zeit des Trüb-
sals und der größten Noth auf die schonendste und uneigen-
nützigste Art getröstet zu haben.

Heil und Segen dem braven Manne! Lernet Freunde,
im Stillen wohlthätig zu seyn. Das Gebeth der Armen,
deren Stütze ihr seyd, wird durch die Wolken dringen; der
Beyfall eures Herzens und das Wohlgefallen Gottes wer-
den euch die Wohlthat lohnen.

5. Jeder hat et was zu geben, wanner nur will.

Während des Krieges, der im Jahre 1813 und 1814 von den verbündeten Mächten Osterreich, Rußland, Preußen, England u. s. w. für die Befreyung Deutschlands von der Französischen Zwingherrschaft geführt wurde, wetteiferten mit allen übrigen Nationen vorzüglich auch die Preußen in Liebe und Anhänglichkeit an Monarchen und Vaterland, in Achtung und Wohlthätigkeit gegen die Krieger, welche mit Leben und Blut das Vaterland gegen den übermüthigen Feind vertheidigten. Allenthalben wurden reichliche Gaben zusammen gelegt, sowohl um dem Staate die sehr beträchtlichen Kriegsausgaben zu erleichtern, als auch um die Frauen und Kinder der in den Krieg gezogenen wackeren Männer und die verwundeten Krieger zu unterstützen.

Drey reiche Damen aus der Gegend von Berlin fuhren um diese Zeit in die Stadt, und lehrten in einem Gasthose ein. Sie hatten das Fräulein von Sch*, ein armes, aber sehr tugendhaftes Mädchen als Gesellschafterinn bey sich. Da jeder Ort, jede Zeit, jede Gelegenheit damahls benützt wurden, um Vaterlandsliebe und Wohlthätigkeit zu erregen, so fanden auch diese Damen auf dem Tische ihres gemietheten Zimmers eine gedruckte Aufforderung an Reisende, Werke der Wohlthätigkeit an den verwundeten Kriegern zu üben. Beyträge aller Art, auch jede Gabe, hieß es, wenn sie auch noch so klein wäre, würden mit Freude und Dank angenommen werden.

Die drey hochherzigen Damen hatten kaum diese Aufmunterung gelesen, als sie nicht allein ihre entbehrliche Barschaft hingaben, sondern auch alle ihre Kostbarkeiten, die sie bey sich hatten, Ringe, Ohrgehänge und Kämmen auf einen Teller legten, und sie dem Wirthe mit der Bitte übergaben, daß er alles dieses an Herrn Hofrath H* übersenden möchte, der nach dem Inhalte der Aufforderung die Beyträge zu sammeln übernommen hatte.

Fräulein Sch* war sehr arm; sie hatte nichts zu geben. Traurig schlich sie zum Fenster hin, um die Thränen zu verborgen, die ihr ins Auge getreten waren, als sie sah, daß ihre Gefährten so viel gaben, und sie gar nichts thun konnte. Ihre Freundinnen, welche den edlen Schmerz des Fräuleins wahrnahmen, wollten sie beruhigen, und sagten, daß sie ihren Theil übernommen, und eben darum auch mehr gegeben hätten. Da sagte das gute Fräulein: „Nie hat mich meine Armuth so hart gedrückt, als in diesem Augenblicke. Ich habe weder Geld noch Geschmeide, und doch ein so glühendes Verlangen, auch etwas für unsere tapfern Krieger, die Leben und Blut für uns hingeben, zu thun!“ Doch — mit einem Mahle faste sie sich und sprach: „Ha, ich habe doch etwas!“ — Sie rief den Aufwärter, schickte nach dem Perückenmacher, ging mit ihm in ein anderes Zimmer, sprach einige Worte leise mit ihm, setzte sich, und ließ sich ihre wunderschönen langen Haare abschneiden. Der Perückenmacher zahlte ihr drey Silberthaler dafür, welche sie mit inniger Zufriedenheit auf den Teller zu den übrigen Gaben der Damen legte, die der Wirth noch nicht fortgetragen hatte.

Der Hofrath H* hörte aus dem Munde des Wirthes von dem schönen Opfer, welches das Fräulein von Sch* dargebracht hatte, und ein vortrefflicher Gedanke erwachte in ihm. Er brachte die Haare des edelmüthigen Mädchens durch Kauf an sich. Er machte die schöne That, — die freywillige Hingebung der schönsten Zierde des weilsichen Kopfes zur Unterstützung der Vaterlands-Vertheidiger — bekannt, und ließ aus den Haaren kleine, in Gold gefaßte Ringe verfertigen, und das Stück zu zwey Thalern ausbiethen.

Alle reichen Frauen, gerührt durch die edle Gabe des engelguten Fräuleins, wollten ein Andenken an die schöne That haben, und bezahlten den Ring nicht mit zwey Tha-

lern, sondern manchmahl mit zwey, vier, ja acht Ducaten, so daß durch die Ringe eine Summe von 700 Thalern für die Verwundeten einging. Wie himmlisch mußte sich dieses hochherzige Mädchen belohnt fühlen, daß ihre Gabe so viel Gutes gewirkt hatte!

Was lernet ihr, liebe Freunde, aus dieser schönen Geschichte? Habet auch ihr etwas für das Vaterland gethan, oder für die wackeren Krieger, die ihr Leben hingeben, ihr Blut für eure Sicherheit verspritzen? Ihr werdet sagen: „Wir konnten nichts thun, nichts geben, weil wir nichts hatten.“ Habt ihr kein Taschengeld, erhaltet ihr nicht Geschenke zu euren Vergnügungen, die ihr zu diesem edlen Zwecke als Opfer auf den Altar des Vaterlandes hingeben könnet? Das ärmste Kind kann etwas thun, wenn es nur will. Es kann zur Kriegszeit wenigstens aus alter Leinwand Fasern für die Verwundeten bereiten, und dadurch zur Linderung ihrer Schmerzen beitragen. Wenn man nur will, es finden sich überall Gelegenheit und Mittel, Gutes zu thun.

6. Eine Wohlthat von hohem Werthe.

Im Jänner 1817 wurde zu einem Handwerker in einer Vorstadt Wiens, der durch die große Theuerung aller Lebensbedürfnisse und durch Mangel an Arbeit in drückende Umstände gerathen war, und die Steuer zur gehörigen Zeit nicht bezahlen konnte, ein Soldat zur Strafe geschickt, der bey ihm so lange verweilen sollte, bis er die Steuer entrichten würde. Diese Maßregel muß die Obrigkeit oft ergreifen, weil viele aus Nachlässigkeit und Vergessenheit, andere wegen muthwilliger Verschwendung ihres Erwerbes, und einige selbst aus Eigensinn und Trotz die Steuer zur bestimmten Zeit nicht bezahlen. Wer durch mißliche Umstände verhindert wird, seine Schuld abzutragen, dem wird sie entweder nachgesehen, oder die Zahlung

auf bessere Zeiten verschoben. Aber die Obrigkeit maß genau von der Wahrheit der angegebenen Umstände überzeugt seyn.

Dieser Handwerker war entweder zu schüchtern, oder er schämte sich, da er vorher auf gutem Fusse gelebt hatte, seine misliche Lage bey der Obrigkeit anzuzeigen. Als der Soldat ankam, fand er ihn, seine Frau und vier Kinder bey schwarzem Commiß = Brote und dem Krüge Wasser sitzen. In den Mienen aller las er Bestürzung über seine Ankunft. Der Handwerker sollte zahlen, oder den Soldaten so lange ernähren, bis die Steuer entrichtet ist. Beydes war ihm gleich unmöglich, denn er hatte nicht einmahl genug Brot für seine Kinder. Die Stube war eiskalt; kein Köhlchen glimmte im Ofen, und um Holz anzuschaffen war kein Geld da.

Der Soldat war von der Zahl jener braven Kriegsmänner, bey welchen unter der tapferen Brust das Herz für fremde Noth erwärmet ist. Schon der erste Anblick der verarmten Familie rührte ihn. Noch mehr aber wurde er erweicht; als ihm der Handwerker seine traurige Lage mit Offenherzigkeit und Wahrheit schilderte. Eine Thräne des Mitleids rollte dem Soldaten über die Wange, und benetzte seinen Schnurbart. Er tröstete den Handwerker, und versprach, wo möglich ihm Hülfe zu schaffen. Er entfernte sich schnell, ging in das Versagamt, verpfändete seine Taschenuhr, den einzigen Reichthum, den er besaß, für neun Gulden und brachte sie dem Handwerker, daß er von diesem Gelde die schuldige Steuer entrichtete, und den Rest auf Brot für sich und die Seinigen verwenden sollte.

Durch diese Wohlthätigkeit war der Handwerker innig gerührt! Er versprach mit Dank alles zu bezahlen, wenn er in bessere Umstände käme, und eilte, um seine Steuer abzutragen. Seine Rührung war so groß, daß er allenthalben, so auch bey dem Steuereinnehmer die schöne That

des Soldaten erzählte. Die Steuer wurde nicht angenommen, sondern ihm nachgesehen. Alle Gegenwärtigen, welche die schöne Handlung des braven Kriegsmannes erzählen gehört hatten, und die Dürftigkeit des Handwerkers einsahen, wollten auch der guten Sache förderlich seyn. Sie legten Geschenke zu gleichen Theilen — zur Aushülfe für den armen Handwerker, und zur Belohnung für den braven Soldaten — zusammen. Der Handwerker eilte froh mit denselben nach Hause. Doch der Soldat nahm nichts davon. „Ich lasse mir meinen guten Willen nicht bezahlen,“ sprach er zum Handwerker, „und nehme nur wieder meine neun Gulden in Empfang, die Sie jetzt entbehren können.“

Das Gespenst.

Die Witwe Ursula W* in dem Dorfe Langbach war voll Aberglauben. Bald hatten böse Menschen ihr Vieh behert, bald wurde sie im Schlafe von dem Alp gedrückt, bald wollte sie ein Gespenst gesehen haben. Auf Vorbedeutungen hielt sie viel; träumte sie, daß ihr ein Zahn ausgefallen sey, so mußte ihrer Meinung nach jemand aus der Verwandtschaft sterben; starb jemand Bekannter, und hatte er auf dem Todtenbette ein Auge etwas offen, so hielt sie dieses für ein Vorzeichen, daß jemand aus der Familie ihm bald nachfolgen werde. Jeder Sterbende meldete sich, wie sie vorgab, bey ihr an.

Die einfältige Frau war durch diese abergläubigen Meinungen sehr gequält; immer wurde sie von schlimmen Vorbedeutungen geängstigt, und selten legte sie sich zu Bette, ohne daß fürchterliche Schreckenbilder ihre Seele beunruhigten. Da half kein vernünftiges Zureden; es nützte nichts, wenn man ihr erklärte, wie grundlos alle ihre Behauptungen wären; sie blieb immer und fest bey ihrer abergläubigen Meinung.

Eines Abends war sie unter traurigen Gedanken, die ihr viel Unheil befürchten ließen, eingeschlafen. Um Mitternacht wurde sie durch ein ungewöhnliches Geräusch aus ihren schweren Träumen aufgeweckt, und hörte etwas die Treppe heraufsteigen. Außerst bestürzt, daß ihr etwa ein böser Geist einen Besuch abstatte, wagte sie es kaum, den Bettvorhang ein wenig auseinander zu ziehen, und siehe da! — ein schwaches blaues Licht erhellte im matten Scheine ihre Stube.

Die Witwe zitterte und bebte; kaum getraute sie sich, die Augen aufzuschlagen; sie wagte es doch, und Welch ein Schrecken! — Eine große, lange, hagere Gestalt in einem braunen Mantel gehüllt, trat in ihre Stube. Ein grauer, dicker Borstenbart umgab das Kinn des alten Knochenmannes; wenige glänzend weiße Haare hingen von seinem Scheitel herab, den eine zottige Pelzmütze bedeckte, unter welcher die Witwe sogar Hörner wahrgenommen haben wollte. Eine große knotige Keule trug er in der einen, die Laterne in der andern Hand.

Ein kalter Schauer lief der Witwe über alle Glieder, die Sinne schwanden, sie wollte schreyen; aber der Schrecken hatte ihre Stimme erstickt. Der Angstschweiß stand ihr in großen Tropfen auf der Stirn. Sie hüllte sich mit der dichten Flaumendecke bis über den Kopf ein, und wollte nichts mehr sehen noch hören. Die gräßliche Gestalt nähete sich dem Bette der Witwe, schlug drey-mahl mit der Keule auf den Boden, rüttelte die Bettdecke, murmelte einige Worte, und begab sich wieder ihres Weges zur Thür hinaus.

Die Witwe konnte sich die ganze Nacht hindurch von ihrem Schrecken nicht erhohlen; kein Schlaf kam in ihre Augen, und alle ihre Glieder zitterten und bebten. Unter marternden Gedanken erreichte sie die Morgendämmerung; sie sprang aus dem Bette, und eilte zu den Nachbarinnen, um ihnen die schreckliche Erscheinung eines bösen Geistes

zu erzählen, und um unter ihrem Schutze von der Todesangst sich zu erhohlen.

Diese Geschichte ging von Mund zu Munde durch das ganze Dorf; einige glaubten sie, die Vernünftigeren zweifelten daran, besonders, da sie die abergläubigen Meinungen der Witwe kannten, und wußten, wie oft ihre Sinne auf die lächerlichste Weise getäuscht worden waren, weil ihre Phantasie immer Gespenster träumte.

Dem Herrn Pfarrer des Dorfes war daran gelegen, mit dieser Spuckgeschichte ins Reine zu kommen, um zugleich jeden aus der Pfarrgemeinde zu überzeugen, daß alles Erscheinen der Gespenster bloße Täuschung der Sinne sey, und daß man da niemahls deutlich sehe, höre und fühle, wo Angst und Schrecken sich der Seele beimeistert haben. Er ließ die Witwe zu sich rufen, um alles aus ihrem Munde zu hören, indem er hoffte, die Spuren der Täuschung aufzufinden.

Die Witwe blieb fest bey ihrer Meinung, daß ihr der leidige Satan erschienen sey. „Was man mit eigenen Augen sieht, mit den Ohren hört,“ sagte sie, „das muß doch wahr seyn. Gott behüte und bewahre mich vor einem zweyten Besuche, er würde mein Lebensende herbeiführen: und der böse Geist kommt gewiß noch einmahl, wenn ich zweifle und meine, daß der erste Besuch nur Täuschung gewesen sey.“

Während sie so sprach, pochte jemand an der Thür, und der Nachtwächter des Ortes, ein braver, alter Mann trat herein. „Herzlichen Gruß, Herr Pfarrer,“ sagte er mit freundlicher Miene, „Sie müssen sich nicht wundern, daß ich zur Unzeit zu Ihnen komme. Sie sind ein gar guter und verständiger Herr, und wollen nicht, daß Ihre Pfarrkinder, denen Sie herzlich gut sind, noch länger von der Witwe Ursula W* irre geführt werden. Ey! da steht sie ja selbst, da kann ich ihr alles gleich rund in den

Bart hinein sagen. Heute muß ich gar für den leidigen Satan, (Gott behüte uns vor demselben!) gelten. Sie erzählte überall, daß er ihr um Mitternacht erschienen sey. Das Gespenst war ich. Sie hatte vergessen, die Schloßser vor die Kellerthür vorzulegen, auch das Hausthor war nicht versperrt. Ich wollte sie darauf aufmerksam machen, ging mit der brennenden Laterne zu ihr in die Stube, klopfte mit der Keule auf den Fußboden; rüttelte ihre Bettdecke, um sie zu wecken, sagte ihr, daß sie zusperren sollte, und ging wieder fort. Da glaubt nun die gute Frau, der leidige Satan habe sie besucht. Nein, Nachbarinn Ursula, ich war es, ich der Nachtwächter Cuspian, mit Leib und Seele war ich es. Gebet euch zur Ruhe, und laffet alle die Gespenster-Mährchen fahren.“

Die Witwe Ursula stand wie versteinert da, und wußte nicht, was sie glauben oder denken sollte. Erst da der ehrliche Cuspian es noch einmahl in Gegenwart des Herrn Pfarrers betheuerte, daß er das gefürchtete Gespenst gewesen sey, ließ sie sich eines Besseren belehren. Der Pfarrer sprach ihr ernstlich ans Herz, allen Aberglauben fahren zu lassen, und nahm von dieser Geschichte Gelegenheit, seine Pfarrkinder über die falsche Meinung von Hexen, Gespenstern, dem Alp u. s. w. zu belehren. Man sagt, daß die Belehrung des Pfarrers eine gute Wirkung hatte, daß die guten Leute im Dorfe allen Aberglauben ablegten; daß sie, wenn ihnen hinsfür von Herereyen, Gespenstergeschichten u. dgl. etwas erzählt wurde, gleich der Ursache nachspürten, weil es keine Wirkung ohne Ursache geben kann, und daß sie, wo sie die Sache sich nicht aufklären konnten, den Herrn Pfarrer zu Rath zogen, der ihnen immer einen genügenden Bescheid und deutliche Aufklärung gab.

Spieler mit dem Feuer nicht.

Am 10. May 1814 Nachmittags, (es war kalt und regnerisch), hültheten mehrere Kinder außer dem Dorfe

Neu-Bärenthal im Königreiche Württemberg die Gänse. Nicht weit davon war ein Brunnen mit einem niedrigen Geländer. Bey demselben machten zwey der größeren Knaben, die Feuerzeug bey sich hatten, aus Reisholz und Stroh Feuer an. Alle Kinder setzten sich um dasselbe, um sich zu erwärmen. In der Folge ward ihnen die Zeit lange, und sie entfernten sich zu munteren Spielen, bey welchen sie froh und unbesorgt herum hüpften.

Nur ein fünfjähriges Mädchen, die Tochter des Metzgers Schaan, blieb bey dem Feuer zurück. Sie vertrieb sich die Zeit dadurch, daß sie Holz auflegte, und in den glühenden Kohlen mit einem Stäbchen schürte, welches sie, wenn es zu brennen anfing, in der Luft hin und her schwang. Während dieses Spieles hatte sie sich dem hell auflobernden Feuer so sehr genähert, daß die Flamme ihre Schürze ergriff, ohne daß sie es merkte. Da sie es endlich gewahr wurde, sprang sie auf, und schrie um Hülfe. Aber eben dadurch wurde die brennende Schürze noch mehr angefaßt, und bald stand die Arme ganz in Flammen.

Auf ihr Geschrey kam der Metzgerknecht, der in geringer Entfernung die Schafe hütete, herbey. Er sah mit Schrecken die Gefahr des unglücklichen Kindes, und hatte so viel Geistesgegenwart und Besonnenheit, daß er schnell seinen Rock über das Kind warf, und dasselbe so einwickelte, daß die Flamme augenblicklich erstickt wurde. Er eilte mit dem Kinde nach Hause. Es war aber bereits von dem Feuer so sehr beschädiget, daß es ungeachtet aller angewandten ärztlichen Hülfe schon die folgende Nacht unter namenlosen Schmerzen starb.

Was wollt ihr, liebe Kinder aus dieser Geschichte lernen? War es wohl vernünftig, daß die zwey Knaben auf freyem Felde in der Nähe des Dorfes Feuer anmachten? Warum nicht? Ist es nicht Leichtsin, ein Mädchen von fünf Jahren ganz allein bey dem Feuer zurück zu lassen?

Wodurch war aber dieses Mädchen selbst Schuld an seinem Unglücke? Lasset euch durch diese Geschäfte warnen.

Eine kleine Gabe von großem Werthe.

Nach der Schlacht bey Leipzig im Jahre 1813, durch welche Deutschland vom Französischen Joche befreyet worden war, wurden in allen Kirchen Dankgebethe für diese große Wohlthat gehalten. Dabey wurden die tapferen Krieger, welche diesen blutigen Sieg erkämpft hatten, auch bedacht. Man sammelte an allen Kirchenthüren Gaben für die Verwundeten; man suchte ihnen dadurch den Dank zu bezeigen, daß sie mit Leben und Blut diesen großen Sieg erkämpfen geholfen haben.

Die Frau eines Landwehrmannes, Mutter von vier Kindern, selbst arm, und nur nothdürftig aus dem Landwehrfonde unterstützt, hobte des Morgens an diesem Tage die Gabe von einem patriotisch gesinnten, wohlthätigen Manne ab, die er ihr monatlich als Aushülfe in Rücksicht ihrer vielen Kinder bis zur Zurückkunft ihres Gatten reichte. Die Gabe bestand aus vier Gulden. Die Frau war damals ganz ohne Geld, und wie sie das Geschenk erhalten hatte, eilte sie zu dem Bäcker, um Brod für sich und ihre Kinder zu kaufen. Einen Theil des Geldes verwendete sie auch auf Mehl, und für diesen Tag trug sie noch ein Pfund Fleisch nach Hause. Es blieb ihr gegen einen Gulden Geldes übrig.

Nachdem sie mit ihren Kindern ein Stück neugebackenes Brod zum Frühstücke gegessen hatte, begab sie sich in die Kirche zum Dankfeste. Der Prediger sprach sehr herzeindringlich von den Gefahren, welche die wackern Krieger bestanden hatten, von ihrem Muth, ihrer Ausdauer, Anstrengung und Tapferkeit; er schilderte mit Rührung die Lage der Verwundeten, die für Monarchen, Vaterland und ihre Mitbürger ihr Blut vergossen hatten, und ermunterte die Gegenwärtigen zur Wohlthätigkeit gegen dieselben.

Diese Worte drangen der Frau tief ins Herz. „Wie viel besser bin ich daran, als diese armen Verklümmelten,“ dachte sie bey sich selbst; „ich bin gesund, leide keine Schmerzen, und habe noch kräftige Arme zur Arbeit, wodurch ich mir und meinen Kindern Hülfe schaffen kann. Die Verwundeten liegen unter namenlosen Schmerzen auf ihrem Krankenslager, und sechzen vielleicht nach einem Labetrunk. Mit diesen Gedanken ging sie zur Kirchenthür, und gab alles hin, was sie von dem Geschenke am Morgen noch übrig hatte.

So hat diese Frau, wie die Witwe im Evangelium, die einen Pfennig in die Opferbüchse warf, gewiß am meisten gegeben; sie gab alles, was sie hatte; da die Übrigen nur von ihrem Überflusse gegeben hatten. So macht eigene Noth die guten Menschen immer wohlthätig gegen andere, die noch elender sind.

Die Kosaken und der Jude.

Die Juden folgen gern den Armeen, weil sie durch den wohlfeilen Ankauf der Beute von den Soldaten, und durch den Verkauf verschiedener Bedürfnisse großen Gewinn zu erhalten hoffen. Daß Viele es dabey nicht immer am redlichsten meinen, ist bekannt. Aber wir wollen sie deswegen bemitleiden, weil sie in der Jugend nicht eines Besseren belehrt worden, und in Unwissenheit, mit falschen Begriffen von Recht und Unrecht unter schlechten Beyspielen und mit schlimmen Gewohnheiten aufgewachsen sind.

Als in dem Feldzuge 1812 die Russen wieder in die Stadt *Mietau* in *Curland* einrückten, fragten sie überall nach, ob sich nicht irgendwo einzelne Feinde in den Häusern versteckt hielten? Mit sichtbarer Schadenfreude führte ein Jude zwey Kosaken in das Haus eines Pfarrers, und sagte, hier sey ein feindlicher Officier verborgen. Er dachte, vielleicht etwas von der Beute, die sie ihm abnehmen würden, um einen geringen Preis zu erhaschen.

Die Kosaken stürmen ins Haus, in die Stube, und

finden einen schwer verwundeten feindlichen Officier, den die Seinigen hier auf ihrer Flucht zurück lassen mußten, weil er vielleicht auf dem Wagen, worauf man ihn geladen hätte, gestorben wäre. Der Officier richtete sich bey dem Einbrechen der Kosaken mühsam im Bette auf, und erwartete angstvoll von ihnen den tödtlichen Streich.

Die Kosaken, erst dem blutigen Schlachtgewühle entronnen, sahen ihn mit Verwunderung und mit gerechtem Unwillen über den verrätherischen Juden an. Endlich ruft einer ihm tröstend zu: „Fürchte nichts! Der Kosak ist kein blutdürstiger Mensch, der einen armen Verwundeten mordet.“ Mit diesen Worten reicht er dem Officier freundlich die Hand; geht aber in demselben Augenblicke wild auf den Juden zu, und suchte ihn, mit den bittersten Vorwürfen, daß er ihn zum Mörder eines wehrlosen Verwundeten habe machen wollen, zum Hause hinaus.

Nun, liebe Freunde, wie gefällt euch der Kosak? Hat er nicht recht gehandelt? Warum? Hat nicht auch der Jude die gerechte Strafe seiner Verrätherey und Gewinnssucht empfangen? Achtet auch in dem rohen Menschen das Gefühl für Recht und Menschenliebe!

Was du findest, gib zurück.

1. Ein armer Knabe findet einen Ohrring.

Eine Frau war am 18. Julius 1815 mit ihren Kindern auf dem Glacis außer der Stadt Wien auf dem Rasen geseßen. Die Kinder spielten und tummelten sich munter im Grase herum. Die älteste Tochter, ein Mädchen von 10 Jahren, verlor bey dieser Unterhaltung einen goldenen Ohrring, und vermiste ihn erst, als alle vom Spielplatze weit entfernt, auf dem Wege nach Hause waren. Sie gingen zurück, und suchten sorgfältig bis zu dem Platze hin, wo sie geseßen und gespielt hatten. Aber dort kam ihnen schon ein armer Knabe, lumpig gekleidet, entgegen, und fragte,

was sie sucheten? Da sie sagten, daß sie einen Ohrring verloren hätten, zog er ihn freudig aus der Tasche, und zeigte ihnen den Platz, wo er ihn gefunden hatte. Mit sichbarem Vergnügen gab er denselben zurück, und sagte, daß er absichtlich auf diesem Platze gewartet habe, damit, wenn der Eigentümer zurück käme, er den Ohrring demselben einhändigen könnte. Niemand hatte es gesehen, und Niemand wußte es, daß der Knabe den Ring gefunden hatte, und doch sagte ihm sein Gewissen, daß er ihn zurück geben müsse. Dieses gefiel der Frau so wohl, daß sie den Knaben mit nach Hause nahm, und ihn von Fuß auf mit zwar alten, aber noch sehr guten Kleidern ihres Sohnes versah. Wie freuete sich da der ehrliche Knabe?

2. Der ehrliche Fiaker-Knecht.

Im Monathe Junius 1816 fuhr Graf S* in Wien in einem Fiaker-Wagen, und ließ in demselben seine goldene Dose liegen. Gleich darauf reisete er nach Baden, und vermißte erst dort die Dose. Er konnte sich nicht genau erinnern, wann und wo er dieselbe zum letzten Male gebraucht hatte, und vermuthete, daß er sie in Wien oder auf der Reise nach Baden müßte verloren haben. Es kam ihm auch nicht in den Sinn, daß sie im Fiaker-Wagen liegen geblieben sey, weil er sich gar nicht entsinnen konnte, daß er, so lange er im Wagen gefessen, Tabak aus derselben genommen habe. Zudem wußte er gar nicht die Numer des Wagens, und er dachte, wenn er sie in demselben vergessen hätte, so könnte nach ihm ein unredlicher Mensch den Wagen gemiethet, die Dose gefunden, und sich zugeeignet haben. Der Graf gab sich daher wenig Mühe, den Fiaker zu erforschen.

Als er nach acht Tagen von Baden wieder zurück gekehrt war, und über den Stephans-Platz in Wien ging, hörte er hinter sich rufen, und jemand lief ihm nach. Ein Fiaker-Kutscher fragte ihn, ob er nicht vor mehr als acht

Tagen mit ihm gefahren, und etwas im Wagen vergessen habe! „Ja, meine goldene Dose, ganz nach altem Schnitt und alter Form,“ sagte der Graf, „die ich als Andenken von einem Freunde besonders ehre.“ Der Graf beschrieb die Dose mit kurzen Worten. Da zog sie der Fiaker-Kutscher aus der Tasche, und überreichte sie dem Grafen mit sichtbarem Vergnügen.

Der Graf war durch die seltene Ehrlichkeit des Kutschers, und von der Freude, sein schätzbares Eigenthum, das er für ganz verloren hielt, wieder zu erhalten, so überrascht, daß er dem Burschen im Übermaße des Vergnügens um den Hals fiel und ihn küßte: „Braver Mann,“ sagte der Graf, „welch' ein schönes Beispiel der Ehrlichkeit giebst du; du sollst deinen Lohn dafür haben.“ Mit diesen Worten griff er in die Tasche, und schenkte ihm dreyßig Gulden.

3. Wer hat am ehrlichsten gedacht und gehandelt?

Ein Bauer von P a z m a n n s d o r f hatte offene Schriften, in welchen 287 fl. in Einlösungsscheinen sich befanden, an das fürst-erzbischöfliche Consistorium in W i e n zu überbringen. Er trug es an den unrechten Ort, man gab ihm die Schriften mit dem Bedeuten zurück, daß das Geld sich darin befindet, und wies ihn an den Ort hin, wo er es abzugeben hätte.

Nach einer halben Stunde kam der Bauer zurück, und behauptete dreist, man habe ihm die Schriften ohne Geld zurück gegeben; denn da er sie bey dem Consistorium überreicht habe, sey keines mehr darin gewesen. Man wies den Bauer mit ernstern Worten ab, weil man gewiß wußte, daß man ihm die Schriften sammt dem Gelde zurück gegeben hatte, und man warf auf ihn den Verdacht, daß er es verloren, oder gar veruntreuet habe, und um so mehr, da man ihn gewarnet hatte, auf der Huth zu seyn, daß er das Geld nicht verliere.

Einige Stunden darauf wirbelte die Trommel in der

Johannis = Gasse und in dem Bezirke herum. Man machte Fund, daß eine Summe Geldes gefunden, und bey der Polizey = Ober = Direction hinterlegt worden sey, wo der Eigenthümer, oder jener, welcher das Geld verloren hatte, sich hinzuwenden, und dasselbe in Empfang zu nehmen habe.

Der Bauer, welcher, wie sich in der Folge zeigte, das Geld in der Johannis = Gasse verloren hatte, (welches er aber Anfangs nicht eingestehen wollte, indem er dreist behauptet hatte, daß ihm die Schriften ohne Einlösungsscheine wären zurück gegeben worden,) befand sich damahls in einer ganz andern Gegend der Stadt, und konnte diese Nachricht nicht erfahren; wohl aber kam sie dem Herrn zu Ohren, bey welchem er zuerst das Geld hatte abgeben wollen, und auch das fürst = erzbischöfliche Consistorium erhielt Kunde, daß eine Summe Geldes, jener gleich, welche der Bauer von P a s m a n n s d o r f hätte überbringen sollen, gefunden, und bey der K. K. Polizey = Ober = Direction hinterlegt worden sey. Dieser Herr und der Director der fürst = erzbischöflichen Kanzley begaben sich dahin, um darzuthun, daß es das von dem Bauer verlorne, an das Consistorium eingeschickte Geld sey, und sie konnten es leicht beweisen, da bey den Schriften ein Zettel lag, auf welchem die Gattung der Scheine genau verzeichnet war. Alles fand sich, bis auf einen Gulden, der vermuthlich verstreuet worden war.

Wie war nun das Geld verloren worden, und wer hatte es gefunden?

Der Bauer hatte in der Johannis = Gasse aus Neugierde die Schriften durchgesehen, und da war ihm das Geld entfallen. Zwey unredliche Männer gingen hinter ihm, hoben es auf, und schickten sich gleich an, dasselbe zwischen sich zu theilen. Die Fiaker, welche in dieser Gasse mit ihren Wagen gewöhnlich stehen, sahen diese Männer das Geld von der Erde aufheben und unter sich theilen. Sogleich faßten sie beyde beym Rockschöße, und zwangen sie, mit

ihnen in das Spezerey-Gewölbe am Ende der Gasse zu gehen. Dort mußten sie das Geld dem Kaufmanne übergeben, der es in Gegenwart der Ziafer zählte, versiegelte, und zu der k. k. Polizey-Ober-Direction mit der Bitte trug, daß es dort aufbewahrt würde, bis der Eigenthümer ausfindig gemacht wurde. Diese veranstaltete nun das Weitere, um jenen zu entdecken, der das Geld verloren hatte, und so kam es wieder in die rechten Hände.

Was haltet ihr, liebe Kinder, von dem Bauer, der das ihm anvertraute Gut so schlecht verwahrte? Würdet ihr ihm noch ferner Geld anvertrauen? Verdient er wohl Zutrauen, da er so unredlich war: und vorgab, man habe ihm mit den Schriften das Geld nicht wieder zurück gegeben? Das war ein fahrlässiger Mann, auf dessen Ehrlichkeit ich nicht bauen möchte.

Waren aber die zwey Männer, welche das Geld gefunden hatten, besser als er oder viel schlechter? Was hätten sie thun sollen? Wer aber hat am schönsten gehandelt? Wie wird die schöne That die braven Ziafer immer freuen! Man lohnte ihnen aber auch ihren Dienst, den sie geleistet hatten: sie erhielten 30 Gulden zum Geschenke, und wurden bey der k. k. Polizey-Ober-Direction öffentlich gelobt.

4. Armuth und Redlichkeit.

Freyherr v. L. hatte im Walde in der Gegend von Enzersfeld in Osterreich im W. U. W. W. eine goldene Repetir-Uhr Anfangs März 1817 verloren. Es wurden so gleich viele Leute aufgebothen, dieselbe zu suchen, und dem Finder wurde eine Belohnung von 100 Gulden versprochen; denn die Uhr hatte schon an sich einen hohen Werth, und dem Eigenthümer war dieser Verlust um so empfindlicher, da er die Uhr als ein Andenken von einer ihm theuren Person sehr schätzte. Doch alles sorgfältigen Suchens ungeachtet konnte die Uhr nicht mehr gefunden werden, und Freyherr v. L. gab schon alle Hoffnung auf, sie wieder zu erhalten.

So verstrichen drey Wochen. Da kam ein armer Mann von Leobersdorf in den Wald, um dürres Holz zu sam-

meln, und fand die Uhr in einem Gesträuche. Er war ganz allein, und niemand konnte ihn sehen. Er war durch die letzten Mißjahre in Schulden gerathen, und hatte kaum Brod genug für sich und die Seinigen. Hätte er die Uhr verhehlt und heimlich verkauft, so wäre ihm auf einmahl geholfen gewesen. Doch der grundehrliche Mann dachte nur an Pflicht und nicht an den Vortheil. Er eilte mit der Uhr zu seinem Pfarrer, und übergab sie demselben mit der Bitte, sie dem Eigenthümer zu zustellen.

Dieser lobte die Ehrlichkeit des Mannes, und bewirkte, daß die dem Finder zugesicherten 100 Gulden dem braven Manne zur Aushülfe in seiner bedrängten Lage ausgezahlt wurden. So deckt oft ein schlechter Kittel Ehrlichkeit, jene Tugend, welche in unserm Zeitalter häufig auf den Lippen und selten in dem Herzen ist.

Man spiele nicht unvorsichtig mit scharfen Waffen.

1. Ein Freund tödtet seinen innigsten Freund.

Am 30 April 1814 ging der fürstliche Regierungskanzellist, Ch. L. Sommer zu Sondershausen Abends nach Beendigung seiner Amtsgeschäfte um einen seiner nächsten Verwandten und innigsten Freunde zu besuchen in die Rathsstube, wo er die meisten Rathsmitglieder noch versammelt antraf. Er setzte sich nieder, und fing an, die Zeitung zu lesen. Auf dem Tische lag eine Pike ohne Schaft. Man hatte sie den versammelten Rathsgliedern zur Probe und Prüfung vorgelegt, weil nach derselben mehrere Tausend solcher Waffen für den Landsturm, der eben aufgehoben wurde, gefertigt werden sollten.

Sommer ergreift die Pike, und fragt, was das für eine Waffe sey? Sein Freund, der ihm zur Seite saß, nahm sie ihm aus der Hand, und antwortete scherzend: „Sieh, lieber Freund, damit sollen wir uns wehren; so will ich, wenn der Feind kommt, auf denselben losstoßen.“

Hey diesen Worten fährt er mit der scharf geschliffenen Spitze der Pike gegen Sommer hin. Dieser, um jeder möglichen Verletzung auszuweichen, steht schnell vom Stuhle auf, und zieht sich in die Mitte des Zimmers zurück. Der andere verfolgt ihn fechtend mit der Pike, und stoßt aus unverzeihlichem Scherze immer gegen ihn. Während dieses Herumtreibens verwickelte sich ein Fuß des muthwilligen Fechters in einen Bindfaden, der auf der Erde lag; er strauchelte, indem er einen Stoß gegen Sommer führte, stürzte gegen ihn hin, und stach ihm die Spitze der Pike in die linke Seite so tief ein, daß das Eisen in der Mitte des Unterleibes wieder zum Vorschein kam.

„Ach Gott! ich bin verwundet,“ rief der unglückliche Sommer, und sank todtenblaß in die Arme seines unvorsichtigen Freundes. Alle kamen zur Hülfe herbey; aber nach einigen Minuten gab der Verwundete unter schrecklicher Verblutung seinen Geist auf.

Unbeschreiblich war der Schrecken und Schmerz des Freundes, als er Sommern, seinen innigsten Freund und nahen Verwandten im Blute liegen, und seinen Geist aushauchen sah. Erschüttert und tief gebeugt schleicht er seit dieser Zeit herum; das Bild des ermordeten Freundes schwebt ihm immer vor Augen, und läßt ihn zu keinem frohen Gedanken kommen.

Schrecklich wirkte dieser traurige Vorfall auf die hinterlassene unglückliche Gattinn des Getödteten. Sie war zum Besuche bey der Tochter des unseligen Mörders, die krank darnieder lag. Bey der Schreckenspost sank die gute Frau, die ihren Gatten zärtlich liebte, in Ohnmacht. Ein Schlagfluß lähmte ihr die linke Seite, und sie führt seither ein sieches Leben.

Seht Kinder, so viel Unheil kann ein muthwilliger Scherz stiften! Lasset euch's zur Warnung dienen, daß ihr nie muthwillig mit scharfen Waffen spielet.

2. Ein Knabe verwundet seine Schwester.

Ein Oesterreichischer Officier war bey seiner Rückkunft

aus Italien im Sommer 1814 bey einem Bürger in N^o einquartirt, und hatte unter andern Seltenheiten auch einen dreyschneidigen Dolch, wie man sie in Italien antrifft, mitgebracht. Bey Vorweisung dieses Mordgewehres erzählte und zeigte er, wie verruchte Bösewichte in diesem Lande dasselbe auf Vorübergehende schländern, und sie oft tödlich damit verwunden. Der Sohn des Bürgers, ein Knabe von zwölf Jahren, war dabey gegenwärtig.

Der Officier war Nachmittags ausgegangen, und hatte den Dolch bey seinem Gepäcke im Zimmer zurück gelassen. Der Knabe und seine vierzehnjährige Schwester waren allein zu Hause. Da nahm der leichtsinnige Knabe den Dolch in die Hand, faßte ihn bey der Spitze, und drohete im muthwilligen Scherze, denselben auf die Schwester zu schnellen. Diese wich furchtsam zurück, der Bruder folgte ihr mit dem Dolche zwischen den Fingerspitzen. So trieben sie sich einige Zeit mit Geschrey und Gelächter im Zimmer herum. Der Bruder drohete wieder, den Dolch auf die Schwester zu schnellen, da er eben nahe bey ihr war. Unglücklicher Weise entwischte ihm der Dolch, wie er Miene machte, ihn gegen die Schwester zu schländern, er fuhr ihr in den Schenkel, und verwundete sie schwer. Häufiges Blut floß aus der Wunde, und das Mädchen sank, vor Schrecken ohnmächtig, zu Boden. Der Knabe erhob ein jämmerliches Angstgeschrey, auf welches die Nachbarn und endlich die Ältern, die weiter entfernt waren, herbey kamen.

Man stelle sich ihren Schrecken vor, als sie ihre liebe Tochter im Blute liegen sahen, und wer beschreibt ihren Schmerz, als sich der Bruder schluchzend als den Urheber dieses Unglücks anklagte. Man rief eilig den Arzt. Dieser erklärte die Wunde zwar nicht für gefährlich, aber doch mußte das arme Mädchen sechs Wochen lang große Schmerzen leiden, und konnte in der achten Woche noch nicht bequem gehen.

Das war eine Marterzeit für den Bruder. Immer warf

ihm sein Gewissen vor, daß sein Muthwille an diesem Unfalle Schuld sey; tausendmahl bath er seine Schwester und seine Aeltern um Vergebung, und er läßt sich seit dieser Unglücks- geschichte nie mehr beysfallen, einen gefährlichen Scherz zu treiben. Möchten auch andere Kinder damit gewarnt seyn!

3. Ein Bursche verwundet ein Mädchen mit dem Beil.

Ein Zimmermann, der im Hause des Schneidermeisters zu N* im May 1813 gearbeitet hatte, stellte seinen Werkzeug des Abends, als er nach Hause ging, in die Stube des Schneiders, um ihn am folgenden Morgen gleich bey der Hand zu haben. Am nähmlichen Abende kamen dort mehrere Bursche und Mädchen zu einem freundschaftlichen Besuche zusammen. Es wurde viel geschertzt und gelacht.

Da bemerkte ein Bursche das große Beil des Zimmermanns. Er ergriff es mit beyden Händen, und drohete im muthwilligen Leichtsinne, bald diesem bald jenem Mädchen den Kopf zu spalten. Alle wichen ihm behuthsam aus, und flüchteten sich in die Winkel des Zimmers, wohin er sie lachend verfolgte. Da führte er einen Hieb gegen die Tochter des Hauses. Sie bog aus. Ein zweyter Hieb folgte; das Mädchen blücte sich, doch nicht tief genug. Das Beil erreichte sie, und verwundete sie schwer am Kopfe. Hätte sie nicht eine dicke Goldhaube und unter derselben einen starken Kamm gehabt, so würde ihr der unglückliche Hieb den Kopf gespalten haben. Doch war die Wunde schon so gefährlich, daß man Anfangs für das Aufkommen des Mädchens besorgt war, und sie nach Wochen langem Krank- lager erst genas.—Eine neue Warnung für Kinder und andere, die mit scharf geschliffenen Werkzeugen gern spielen.

4. Die zwey muthwilligen Fechter.

Hey einem Bürger in F* waren im April 1815 drey Cürassier im Quartier gelegen. Die drey härtigen Männer gingen Nachmittags in die Schenke, und ließen ihre lan-

gen schweren Säbel zu Hause. Da machten sich die zwey Söhne des Bürgers, der eine 12 und der andere 10 Jahre alt, über dieselben her, zogen sie aus der Scheide, und fingen zu fechten an, indem der ältere den Oesterreicher, und der jüngere den Franzosen vorstellen sollte. So führten sie einige Kreuz- und Querbieße gegen einander, hatten aber Acht, daß keiner dem andern Schaden that. Doch indem der Jüngere einen starken Hieb führen wollte, streifte er den älteren mit der Spitze des Säbels an der Wange, und rißte ihm eine tiefe Wunde in dieselbe. Nicht viel hatte gefehlt, so wäre auch das rechte Auge verletzt worden. Da sank ihm der Arm kraftlos mit dem Säbel herab, todtbläß stand er da, und bath tausendmahl seinen Bruder um Vergebung; aber das Unglück war schon geschehen, und dient allen Kindern zur Warnung, daß sie sich mit scharfen Waffen nichts zu thun machen sollen.

Unter einem schlechten Rocke wohnt oft ein edles Herz.

Die Herrschaft Millotitz in Mähren sollte nachträglich vier Recrouten zum Fuhrwesen stellen, und führte am 1. May 1815 neun Bursche zur Auswahl der Werbungs-Commission vor. Diese wurden in Ollmütz untersucht, und da man kein körperliches Gebrechen an denselben entdeckt hatte, wurden vier derselben bestimmt, als Militär-Fuhrknechte zurück zu bleiben.

Unter diesen war ein Bursche äußerst traurig und niedergeschlagen, welches dem Werb-Officiere um so auffallender war, da alle jungen Leute, die aus dieser Gegend zum Militär-Dienste sonst gestellt wurden, sehr viel Entschlossenheit und Heiterkeit zeigten, und auch die übrigen drey munter und froh waren. Der Officier munterte ihn auf, und sprach ihm Muth zu.

„O Herr Ober-Lieutenant,“ erwiederte der Bursche,
 „Sie verkennen mich! Ich bin nicht traurig, daß ich Sol-

dat werden muß. Ich weiß, was ich meinem Monarchen und Vaterlande schuldig bin. Auch trifft mich ja das Loos nicht allein. Viele meiner Kameraden stehen schon im Felde, und auch nach mir wird man noch andere anwerben. Ich kann nicht allein zu Hause bleiben, das weiß ich. Aber ich habe Kummer um meine alte Mutter, die ich bisher ernähret habe, deren einzige Stütze ich war, die ich nun hilflos zurück lassen muß. Das kimmert mich, und wird auch meine Mutter zu Tode kränken.“

Die übrigen fünf Bursche, die man nach Hause entließ, waren noch gegenwärtig, und hörten dieses. Da trat ein kraftvoller Jüngling, Bartholomäus Verhel ist der Nahme des Edlen, hervor. „Herr Ober-Lieutenant!“ rief er, ich hatte vergessen, daß dessen Mutter eines Ernährers bedarf; ich bin so stark, kräftig und gesund als er; erlauben Sie, daß ich statt seiner da bleibe. Dadurch erfülle ich als Unterthan meine Pflicht gegen Monarchen und Vaterland, und als Mensch Bruderliebe an meinem Nebenmenschen. Dem Vaterlande ersetze ich einen Mann, und gebe einer alten Mutter ihre einzige Stütze wieder.“

Alle Gegenwärtigen staunten den hochherzigen Menschen im schlechten Kleide an, und waren mit Achtung gegen ihn erfüllt. Der Lieutenant willigte sehr gern in das Begehren des edlen Burschen, reichte ihm brüderlich die Hand, und freute sich, einen jungen Mann von so edelmüthiger Denkungsart zum Dienste des Vaterlandes angeworben zu haben.

Der Freygelassene war bis zu Thränen gerührt. „Ich kann dir nichts geben,“ sprach er, „denn ich bin arm, sehr arm; aber ich sehe, du hast schlechte Stiefeln; komm, ich gebe dir meine bessern, du wirst sie in deinem neuen Stande nöthiger haben.“ Sie tauschten sie um, umarmten sich brüderlich, und schieden gerührt von einander.

Diese Äußerung eines seltenen Edelmutthes verdient

beherziget zu werden. Der Werb-Officier hatte wohl Beispiele, daß ein Bruder für den Bruder sich stellte; aber der Fall, daß ein Fremder für den Fremden ging, und dieses nur aus Menschenliebe, damit einer armen Witwe ihr Ernährer erhalten würde, war ihm noch nie vorgekommen, und um so achtungswerther; und welcher meiner lieben Leser wird nicht auch den wackeren Verhel liebgewonnen und achtenswerth befunden haben?

Der Werb-Officier berichtete diesen schönen Vorfall an den k. k. Hofkriegsrath. Dieser bewilligte dem braven Manne ein ansehnliches Geschenk, und gab dem Officiere, dem er zugetheilt wurde, den Auftrag, wenn dessen Fähigkeiten und Brauchbarkeit im Militär-Dienste sich erprobt hätten, ihn ehestens zum Unter-Officiere zu befördern, da man von dem Manne allerdings Dienstreue erwarten könne, der seinen Eintritt in die militärische Laufbahn mit einer so edelmüthigen Handlung bezeichnet hat. Bewährt sich an dem Manne nicht das Sprichwort: Ein schlechtes Kleid deckt oft ein edles Herz?

Unfittlichkeit und Grausamkeit gegen ein Thier.

Am sogenannten Schanzel in Wien war am 26. März 1814 ein Hund, dessen Eigenthümer ihn waschen wollte, in die Donau gefallen, und weil das Wasser im reißenden Strome sehr schnell lief, ward er alsbald bis in die Gegend des Theresien-Thores fortgerissen, wo er mit aller Anstrengung einen kleinen Sporn, der sich an der Stadtmauer befindet, zu erreichen suchte, um sich auf denselben zu retten. Vergebens bemühte er sich, sich hinauf zu schwingen; der Strom rieß ihn unwiderstehlich immer wieder fort.

Mehr als hundert Menschen, die auf der Brücke und an dem Ufer standen, sahen dem vergeblichen Bemühen des Hundes zu, und wünschten herzlich dessen Rettung.

Es stieß auch ein gutherziger Mann, der es nicht unter der Würde des Menschen hielt, einem Thiere in der Noth beizustehen, mit einem Schiffchen vom Ufer ab, um den Hund, mehr aus Mitleid, als in der Hoffnung einer Belohnung von dem Eigenthümer, zu retten. Aber indessen waren schon große und kleine Buben zusammen gelaufen, und schändeten einen Hagel von Steinen auf das arme Thier. Die Grausamen hatten sich mit eigener Gefahr bis an das äußerste Ende des Gestades gewagt, um sicher zu treffen. Ehe der gutherzige Schiffer den Hund erreichen konnte, hatte ihn ein loser Bube mit einem großen Steine so derb auf den Kopf getroffen, daß er untersank, und nie mehr zum Vorschein kam.

Pfui! das waren gefühllose, böse Buben. Alle Gegenwärtigen entrüsteten sich über diese Grausamkeit, und gaben ihren Abscheu über eine solche Barbarey unverhohlen zu erkennen. Zeugt es nicht von einem rohen Gemüthe, ein schuldloses, getreues, dem Menschen nützlichcs Hausthier bloß aus Muthwillen zu quälen oder gar zu tödten? Nur schädliche Thiere, und solche, deren Haut, Fleisch u. dgl. wir brauchen, dürfen wir tödten, aber so schnell als möglich, und nicht auf eine quälende Art. Wer Thiere quält, wird auch Menschen leicht quälen. Nicht wahr, liebe Freunde, auch ihr verabscheuet diese That der losen Buben, und ihr hättet, wenn ihr gegenwärtig gewesen wäret, den Schiffer ermuntert, zu eilen, um den Hund noch zu rechter Zeit zu retten; ihr hättet die Buben von ihrem bösen Vorhaben abzuhalten gesucht?

Doch nur wenige Kinder sind so ungestittet und grausam, daß sie am Thierquälen ein Vergnügen finden. Zum Beweise will ich euch ein Paar Geschichten, die zwar nicht mehr neu sind, erzählen, aus denen ihr aber ersehen werdet, wie wohlthätig sich andere gegen dieses nützliche Haus-

thier bezeigen, und wie Hunde die Wohlthaten zu vergelten wissen.

1. Ein Hund entdeckt einen Räuber.

Eine junge Gräfinn war mit ihrer Erzieherinn spazieren gefahren, und sah auf dem Wege mehrere Buben, welche einen schmutzigen Hund an einem Stricke schleppten, um ihn ins Wasser zu ziehen, und zu ersäufen. Die Hartherzigen warfen ihn derb mit Steinen, und schlugen unbarmherzig auf ihn zu. Die mitleidige Gräfinn erbarmte sich des Hundes, und um ihn den ferneren Mißhandlungen zu entziehen, kaufte sie ihn den Knaben ab, welche gar nicht hofften, noch einige Groschen für das garstige Thier zu erhalten. Der Hund wurde gewaschen, in den Wagen genommen, und nach Hause geführt.

Die gute junge Gräfinn wurde wegen ihres häßlichen Kaufes von ihren Geschwistern nur verlacht; das hielt sie aber nicht ab, den Hund zu behalten und sorgfältig zu pflegen, indem sie sagte, daß ohne ihre Liebe das arme Thier elend zu Tod gepeinigt worden wäre. Der Hund war lange Zeit hindurch der treue Gefährte der Gräfinn.

Eines Tages kam sie spät bey der Nacht aus einer Gesellschaft in ihr Schlafzimmer zurück, und wollte schon zu Bette gehen, als sie ihren Hund der gewöhnlich bey ihr im Zimmer lag, und sich nur dieses Mahl zu lange in der Küche verspätet hatte, an der Thür krachen hörte. Sie öffnete die Thür, und kaum war der Hund im Zimmer, so fing er heftig zu bellen an, und fuhr wie wüthend unter das Bett. Die Gräfinn stuzte, ihr wurde bang, und sie rief die Bedienten herbey. Diese untersuchten die Stelle unter dem Bette, und fanden unter demselben einen Dieb, der sich in der Abwesenheit der Gräfinn, um zu stehlen, eingeschlichen hatte. Er war mit einem Dolche bewaffnet, mit welchem er die Gräfinn gemordet hätte, wenn sie während

des Diebstahles erwacht wäre, und Lärm gemacht hätte. Hat dieser garstige Hund nicht den Liebesdienst der Gräfinn treulich vergolten?

2. Ein Hund schützt seinen Retter vor Räuber.

Folgende Thatsache, die mir ein Freund erzählte, hat sich erst vor ein Paar Jahren im Lande ob der Enns zugetragen.

Ein Schiff auf der Donau wurde bey einem Ungewitter von einem Sturme überfallen, und ging zu Grunde. Alles, was sich auf demselben befand, ward in den Fluthen begraben. Dieses traurige Loos betraf nebst vielen andern Personen, auch einen Metzgerknecht, der sich mit seinem Hunde eingeschiffet hatte. Die Schiffer am Ufer, welche das Unglück sahen, eilten mit eigener Lebensgefahr in Rähnen den Verunglückten zu Hülfe, und retteten mehrere derselben. Ein wackerer Schiffmann kam dem Metzgerhunde nahe, der mit aller Anstrengung gegen die brausenden Wellen kämpfte, und zu dem Rachen sich hinarbeitete. Als er dort angelangt war, biß er in den Rand desselben, winselte und heulte, und schien gleichsam zu bitten, daß man ihn aufnehmen möchte. Der Schiffmann war so mitleidig, und zog ihn in den Rachen hinein. Er hielt es nicht unter der Würde des Menschen, in der Gefahr auch ein nützliches Hausthier zu retten. Mehrere Personen wurden sammt dem Hunde glücklich ans Land gebracht, den Metzgerknecht und einige andere aber hatten die Wellen verschlungen, und sie ertranken, ohne daß man sie wieder auffinden konnte.

Als der Hund auf dem Trocknen war, lief er heulend eine lange Strecke an dem Ufer hin und her, sprang und bäumte sich in die Höhe, um seinen Herrn zu suchen, und da er ihn nicht mehr fand, kam er zurück, und legte sich zu den Füßen seines Retters. Von nun an folgte er demselben auf jedem Schritte. Der Schiffer, dem die Er-

nahrung des großen Hundes zu kostspielig war, verkaufte ihn einige Male, der Hund aber wollte keinem andern dienen; er kam immer wieder zurück.

Nach einiger Zeit wurde der Schiffer von dem Schiffmeister mit einer großen Summe Geldes zu einem Förster, dem er sie für verkauftes Holz schuldig war, geschickt. Er hatte dorthin eine halbe Tagreise zu machen, und begab sich in Begleitung seines treuen Hundes auf den Weg. Ermüdet von der Hitze des Tages, kehrte er in einem einsamen Wirthshause ein, und wartete den Abend ab, um bey nächtlicher Kühle seinen Weg weiter fortzusetzen. Im Wirthshause befanden sich bey'm Bierkrüge drey fremde Kerl. Der unvorsichtige Schiffer erzählte dem Wirth, daß er viel Geld an den Förster zu überbringen habe. Die drey Kerl lauerten ihm diese Worte ab, bezahlten bald darauf ihre Beche, und gingen fort.

Des Schiffers Weg führte durch einen großen, dichten Wald. Es war schon eitel Nacht, als er in demselben ankam. Unbesorgt ging er mit seinem Hunde, der vor ihm lief, fort. Auf einmahl wurde er rückwärts von einem Räuber mit einem derben Schläge, der auf den Kopf angewandt war, aber nur die Schulter traf, angefallen. Er that einen lauten Schrey, und im gleichen Augenblicke hatte der Hund seinen Mann schon bey der Gurgel gefaßt, und zu Boden geworfen. Vergebens hieb ein zweyter auf den Hund los; dieser faßte ihn, nachdem er den ersten gemeistert hatte, mit einem Sprunge so gewaltig bey'm Gesichte, daß er ihm die Wange herabriß. Der dritte wurde von dem Schiffer, der mit seiner gewöhnlichen Hacke bewaffnet war, in die Flucht geschlagen. Alle drey mußten nun auf eigene Rettung bedacht seyn, indem sie der Hund grimmig verfolgte, und endlich nur von der Verfolgung abließ, um sich nicht zu weit von seinem Herrn zu entfernen. Diese drey Räuber waren eben jene Kerl, die der Schiffer im

Wirthshaus getroffen hatte. Von nun an legte er seinen Weg ohne widrigen Zufall bey der Nacht zurück, und händigte dem Förster das Geld ein.

Der Hund war ihm durch die tapfere Wertheidigung seines Lebens sehr werth geworden, und ist ihm jetzt um keinen Preis feil. Er darbet sich vom Maule ab, um den Hund reichlich zu nähren, welches dieser durch immer neue Beweise der Treue vergilt.

Wohlthätige Krankenpflege.

Ein armes, buckeliges und mühseliges Männchen Namens S*, nährte sich kümmerlich vom Mahlen. Seine Altern, die selbst in ihrem Alter von den Wohlthaten guter Menschen gelebt hatten, starben beyde nach einander, und hinterließen dem Sohne nichts. Da er es in seiner Kunst nicht weit gebracht hatte, so trug sie wenig ein, und durch angestrengte Arbeit konnte er kaum so viel verdienen, als er zur nöthigsten Nahrung brauchte. Er überspannte seine Kräfte, das ununterbrochene Sitzen bekam seinem stechen Körper übel, er wurde krank, und es zeigte sich deutlich, daß er an einer unheilbaren Auszehrung leide.

Da lag er nun auf seinem Strohlager, matt und hilflos. Vergebens wandte er sich an mehrere Bekannte. Sein siecher Körper, durch die Krankheit noch mehr entstellt, schien bey Allen Ekel und Scheu zu erregen; sie sandten ihm wohl einige kleine Gaben; aber zu seiner Pflege wollte sich niemand herbeylaffen.

Da erbarmte sich seiner ein Mädchen, die sich selbst von der Arbeit ihrer Hände nur nothdürftig ernährte. Sie dachte sich an seine Stelle, wie wohl es ihr thun würde, wenn sich gute Menschen auch ihrer dann annähmen, wenn sie unfähig zu aller Arbeit und krank wäre. Sie folgte bloß der Neigung ihres wohlthätigen Herzens, und bath ihren alten Vater, daß er den armen verlassenen Kranken in seine Woh-

nung aufnehmen möchte. Hier pflegte sie ihn wie einen geliebten Bruder mit schwesterlicher Sorgfalt, und darbtte sich manches vom Munde ab, um es ihm reichen zu können. Halbe Nächte brachte sie mit der Arbeit in der Hand an seinem Krankenbette zu, um immer gegenwärtig zu seyn, wenn er Hülfe brauchte.

Während dieser wohlthätigen Krankenpflege wurde dem braven Mädchen ein vortheilhafter Dienst angeboten; aber sie schlug ihn aus, um den armen Kranken bis zu seinem Tode pflegen zu können. Als sich derselbe seinem Lebensende näherte, äußerte er sich einst mit Behmuth, daß er wie ein Bettler in einem elenden Sarge, den die Armen-Casse besorgt, sollte begraben werden. Da versprach ihm das gute Mädchen, das Erforderliche darauf zu bezahlen, damit er anständig zur Erde könnte bestattet werden. So pflegte sie den armen Kranken ohne Anspruch auf Dank oder Wiedervergeltung bis zu seinem Tode mit wahrer samaritanischer Liebe. Gott segne sie dafür, und vermehre ihr den Lohn, den sie schon durch das Bewußtseyn der schönen That in ihrem Herzen trägt!

1. Das Leiten der Wagenpferde ist keine Sache der Kinder.

Ich sehe mit Vergnügen eine ganz traute Familie, Vater, Mutter und Kinder an den Tagen der Ruhe und Erholung auf den sogenannten Steyrer-Wagen, die erst seit einigen Jahren zur Mode unter dem Bürgerstande geworden sind, an den Ort des Vergnügens hinfahren; aber ich erschrecke allemahl, und fürchte viel, wenn ich das Leitband in den Händen eines des Leitens und Lenkens unkundigen, oder zu diesem Geschäfte doch zu schwachen Knaben erblicke, besonders wenn noch dazu ein muthiges, wohlgenährtes Pferd im starken Laufe den Wagen zieht. Welches Unglück kann dadurch entstehen, und wie manche Altern sind zu nachgiebig gegen die zutringlichen Bitten ihres Söhnchens, und über-

lassen ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Zügel des übermüthigen Pferdes.

So geschah es auch am 17. October 1815 in Wien. Ein in der Vorstadt wohnender Handwerker fuhr mit seinen zwey Söhnen in einem solchen einspännigen Steyrer-Wagen, und vertraute dem älteren das Leitband an, der zwar schon öfters kutschirt hatte. Eben wollte dieser um die Ecke der Windmühl-Hauptstraße lenken, als sich das Pferd an einem rasselnden Schubkarren schreckte, welchen ein Mann daselbst entgegen führte. Der Knabe konnte das Pferd nicht zurück halten, es faßte das Gebiß zwischen die Zähne, und jetzt vermochte der kräftige Arm des Vaters auch nichts mehr. Das Pferd sprengte unaufhaltsam im vollen Galoppe durch mehrere Gassen, rannte mit der Wagenstange eine Gassen-Ladenthür ein, und stürzte bey der Wendung um ein Eckhaus den Wagen um. Zum Glück sind die Gassen, welche das unbändige Pferd durchlief, weniger volkreich, und die geringe Zahl Menschen, welche in derselben ging, konnte sich noch zur Zeit in die Häuser retten. Wäre beym Einsinken in die Gasse und beym Umstürzen des Wagens nicht auch das Pferd zu Boden gestürzt, daß es nicht mehr von der Stelle konnte, so wären alle drey, die auf dem Wagen sich befanden, geschleift und elend zugerichtet worden. Schon beym Umwerfen des Wagens wurde der Vater und ein Sohn bedeutend am Kopfe und Gesichte verwundet; der andere kam leichter davon.

Kann man nicht bey dem Unglücke von Glück sagen, daß nicht noch mehr Unheil dadurch entstanden ist, weil ein schwacher Knabe ein muthiges Roß zu leiten gewagt hat? Freunde, die ihr so gern mit Pferden euch etwas zu schaffen macht, lasset es euch zur Warnung dienen. Werdet vor der Gefahr klug!

2. Ein zweytes trauriges Beyspiel

An einem Sonntage im May 1816 hatte ein in der Vorstadt Neubau wohnender Bürger Wiens, sich, seiner Gattinn und dem vierjährigen Söhnchen eine recht angenehme Unterhaltung versprochen. Sie wollten auf das Land zu Freunden fahren, und dort den schönen Nachmittag froh und vergnügt zubringen. Die Kalesche wurde mit dem Pferde bespannt; alle nahmen Platz darin, und der Wagen rollte rasch fort. Der Lehrlinge, ein Knabe von 14 Jahren, führte das Leitband. Man wählte den abhängigen Weg neben der Kirche zu Maria-Hilf gegen die Rothgasse. Der Junge hatte Mühe, das Pferd zurück zu halten, daß der Wagen nicht abwärts zu sehr rollte. Mitten in dieser abschüssigen Gasse lief ein großer Hund gegen das Pferd, und sprang bellend vor ihm auf. Das Pferd erschrak, schlug einen Galopp ein, der Junge konnte es nicht erhalten, die Kalesche stürzte am Abhange um, und alle drey, die darin saßen, wurden sammt dem Jungen etliche Schritte weit geschläudert. Ein wackerer Mann, welcher der Kalesche entgegen kam, hatte den Muth, das Pferd beym Zaume aufzufangen und fest zu halten, daß nicht noch andere Fußgänger und Kinder, dergleichen es an diesem Platze immer sehr viele gibt, beschädiget wurden. Die Frau des Bürgers und das Söhnchen waren so übel zu gerichtet, daß sie vom Platze weggetragen werden mußten, und häufiges Blut ihre Spur bezeichnete. Der Bürger und Junge kamen mit leichten Quetschungen davon. Wird der Bürger wohl noch jemahls das Leitband in die Hände des schwachen Jungen gegeben haben? —

3. Ein Fleischhauers-Sohn verunglückt.

Wie gefährlich es einem Knaben werden kann, wenn ihm muthige Pferde anvertrauet werden, die er nicht im Zaume zu halten im Stande ist, lehrt auch nachfolgende Unglücks Geschichte.

Der vierzehnjährige Sohn eines Fleischhauers in einer Vorstadt Wiens, schaufelte zu Ende Jänners 1815 in dem Garten Schnee zusammen, um ihn auf den darneben stehenden Wagen zu laden, der ihm allein anvertrauet war. Während dieser Arbeit fingen die Pferde zu gehen an; er eilte herbey, ergriff das Leitband, und zog es an, um sie aufzuhalten. Aber er war zu schwach; die Pferde zogen ihn mit fort, und da er neben den Vorder-Rädern ging, wurde er durch den Wagen gegen einen Baum, dem er nicht mehr ausweichen konnte, angedrückt. Die Wagen der Fleischhauer sind, wie man täglich in Wien sehen kann, an den oberen Latten hin mit Spizen und Haken versehen, an welche die großen Stücke Fleisch, ganze Hammel, Schafe u. dgl. gehängt werden. So ein Haken verwundete den Knaben bey dem Drucke an den Baum an der rechten Seite des Kopfes so gefährlich, daß man für sein Leben fürchtete, und er nur durch die sehr sorgfältige Behandlung der Ärzte gerettet werden konnte.

Sehet, muntere Knaben, welchen Gefahren ihr euch aussetzet, wenn ihr ein Geschäft mit Pferden übernehmet, welche zu leiten ihr noch nicht hinlängliche Kräfte habet!

Kindliche Liebe.

In der Mitte des Monats Junius 1815 wurde eine Witwe, Namens Giurgewich zu Macar sca in Dalmatien von der Pest befallen. Diese ist eine schreckliche Krankheit, welche durch garstige und giftige Blattern oder Beulen an verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers sich zeigt. Die damit Behafteten sterben in kurzer Zeit, oft in wenigen Stunden dahin. Wer einen mit der Pest behafteten Menschen berührt, oder Kleidungsstücke eines an der Pest Verstorbenen trägt, oder mit Dingen umgeheth, welche die pestilenzialischen Ausdünstungen angezogen haben, der verfällt leicht in die nämliche Krankheit, und

entgeht selten dem kläglichen Tode. Daher fliehet jedermann die Pest-Kranken. Man hat eigene Pesthäuser erbauet, worin alle Angesteckten gebracht, und dadurch von der menschlichen Gesellschaft getrennt werden. Alle Geräthe, Kleidungen der an der Pest Verstorbenen werden verbrannt; oft läßt man auch deren Häuser in Rauch aufgehen, um alle Ansteckung zu vermeiden. Die Pest ist eines der schrecklichsten Übel des Menschengeschlechtes.

Die arme Witwe G i u r g e w i c h, als sie von der Pest befallen wurde, ward von allen ihren, schon erwachsenen Kindern verlassen. Der gräßliche Anblick der augenscheinlichen Gefahr erstickte die Stimme der kindlichen Liebe. Niemand von ihrer zahlreichen Familie wagte es, aus Furcht angesteckt zu werden, sich ihr zu nähern. Von Schrecken und Schauder über ihr klägliches Schicksal ergriffen, sah sich die unglückliche Kranke, wie es bey Pest-Übeln immer zu gehen pflegt, ganz allein, ohne alle Hülfe, selbst von denen verlassen, die ihrem Herzen so theuer waren, die sie von Jugend auf mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt hatte.

Doch bey Einer Tochter war die kindliche Liebe stärker, als die Furcht vor der Gefahr der Ansteckung. K a t h a r i n a G i u r g e w i c h, ein junges, rüstiges Mädchen stand der Mutter in der größten Noth bey. Sie verwies ihren Brüdern nachorücklich, daß sie ihre Pflicht gegen die Mutter vergessen, und sie hilflos gelassen harten. Sie zeigte durch ihr Beyspiel, was ein Kind für seine Mutter thun müsse, wenn diese ihrer Hülfe bedürfe. Zuerst war sie bedacht, die Mutter ins Pesthaus zu bringen. Auf den Arm der Tochter gestützt, wankte die Kranke dahin. Keinen Augenblick wollte sich K a t h a r i n a von ihr trennen. Bekannte und Freunde warnten sie, nicht länger bey der Pest-Kranken zu verweilen, da die augenscheinlichste Gefahr da wäre, daß sie bey noch so jungem Blute angesteckt würde. Doch sie blieb, von kindlicher

Liebe zurück gehalten, immer an dem Krankenbette der Mutter, pflegte sie, suchte die Pestbeulen zu heilen, leistete ihr in Allem den rührendsten Beystand, und kam bis die Mutter starb, nicht von ihrer Seite.

Und dieses außerordentliche Mädchen, dieses Beyspiel und Vorbild von kindlicher Zärtlichkeit lebt noch, und befindet sich gesund. Sie hatte alle Verwahrungsmittel vor Ansteckung, die ihr die Ärzte angerathen, vorsichtig gebraucht, und die göttliche Vorsicht scheint diese gute Tochter gerettet zu haben, um der Welt in dieser frommen Heldinn ein lebendiges Beyspiel aufzubewahren, welcher Opfer ein unverdorbenes kindliches Gemüth fähig ist.

Wer sich in Gefahr begibt, kann in derselben umkommen.

Im Sommer 1815 schwoh die Donau durch den häufigen Regen beträchtlich an, oft trat sie aus ihren Ufern, und überschwemmte alles weit umher.

Immer ist es bedenklich, ohne im Schwimmen gelübt zu seyn, in das Weet dieses Stromes hineinzugehen, weil das Wasser trübe ist, und weil man deswegen die Tiefe desselben nicht beurtheilen, mit einem Schritte vorwärts in eine Vertiefung gerathen, und von den Fluthen fortgerissen werden kann. Gefährlich ist es, bey angeschwollenem Wasser, wo die Tiefe sich mit jeder Stunde ändert, in den Strom zu gehen, noch gefährlicher, mit Pferd und Wagen in denselben hinein zu fahren.

1. Zwey Fleischhauer-Knechte gerathen in Gefahr.

Dieses erfuhren zwey Fleischhauer-Knechte zu ihrem größten Schaden.

Bekannt ist es, wie weit derley Leute, Fuhrknechte, Kutscher u. s. w. ihre Unvorsichtigkeit und ihren Muthwillen treiben, daß sie immer mit bespanntem Wagen in die

Donau, oft auf eine weite Strecke sich hinein wagen. Die jährlichen Beyspiele, daß mehrere dieser Unbesonnenen in ihr eigenes Verderben rennen, sind ihnen nicht warnend genug: eigener Schade muß sie klug machen, oft aber ist das Klugwerden zu spät!

Am 12. Julius 1815 gegen Abend fuhren diese zwey Fleischhauer - Knechte an der Labor - Linie auf einem Wagen, mit Unrath beladen, in die Donau, um ihn dort abzuladen. Aus unbesonnenem Muthwillen trieben sie die Pferde etwas zu tief in das Wasser vorwärts, wodurch es geschah, daß Pferde und Wagen in dem schlammigen Boden plötzlich versanken. Die beyden Knechte konnten sich nur mit genauer Noth retten. Werden sie in der Folge noch so unbesonnen gehandelt haben? Werden sie sich nicht an das Sprichwort erinnern: „Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer!“

2. Ein Fuhrknecht verunglückt.

Diese Unglücksgegeschichte war noch keine Warnung für andere Knechte. Ein Fuhrknecht des magistratischen Unterkammer-Amtes in Wien ist nur sechs Tage später, am 18. Julius 1815 Morgens, auf die nämliche Art verunglückt. Derselbe hat sich an einem Plage, welcher ihm schon länger als gefährlich bekannt seyn mußte, bey hohem Wasserstande mit seinem Wagen, der mit zwey Pferden bespannt war, in den Donau - Canal hinein gewagt. Der Wagen versank, die Pferde wurden vom Strome mit fortgerissen, der Knecht fiel vom Wagen, und wurde von den Fluthen verschlungen. Schiffer, die in der Nähe sich befanden, stießen in Rähnen vom Ufer ab, um den Verunglückten zu retten. Er aber kam nicht mehr auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein, und war ohne Rettung verloren. Doch gelang es den Schiffern, Pferde und Wagen aufzufangen, und sie glücklich ans Land zu bringen.

Sollte man nicht glauben, daß diese Unglücksgegeschich-

te die übrigen Unbesonnenen abgeschreckt hätte, ihre Pferde in die Donau hinein zu treiben, und sich und dieselben der größten Gefahr des Ertrinkens auszusetzen? Leider lassen sich viele nicht durch fremden Schaden belehren, wie nachfolgende Thatsache wieder beweiset.

3. Ein Kutscher ist in großer Wassernoth.

Am 18. August 1815 Nachmittags bey sehr hohem Wasserstande ritt ein Kutscher seine zwey wohlbeleibten Pferde in den Donau-Canal oberhalb der jetzigen Kettenbrücke, um sie zu schwemmen. Kaum hatten sie einige Schritte vorwärts ins tiefe Beet gemacht, als sie bis auf den Kopf versanken, und von dem Strome fortgerissen wurden. Der Kutscher fiel vom Pferde, und plätschete erbärmlich im Wasser, indem er Gott und die Menschen um Hülfe anrief. Zum Glücke konnte er etwas schwimmen, und dieses hinderte, daß er nicht augenblicklich von den Fluthen verschlungen wurde. Man eilte ihm in Rähnen schnell zu Hülfe. Er wurde aus dem Wasser gezogen und glücklich gerettet. Die Pferde aber wurden gegen die Pfähle der damahligen hölzernen Brücke getrieben, woran ihr Kopf zerschellte. Sie versanken, und man konnte bey den ungemein reißenden Fluthen nichts mehr von ihnen entdecken.

Wie bejammerte der gerettete Kutscher seine Unbesonnenheit und den Schaden, den er seinem Herrn durch den Verlust der Pferde verursacht hatte! Wird der Leichtsinrige wohl noch Zutrauen bey seinem Herrn genossen, oder noch leicht einen andern Dienst bey Leuten, die um seine Unbesonnenheit wußten, bekommen haben?

4. Ein Pferd geht zu Grunde.

Ein junger Bursche wollte gegen das Ende Junius 1815 zwey ihm anvertraute Pferde an dem Schwemm-Orte in der Leopoldstadt in Wien oberhalb der Kaffeh-Häuser trinken lassen. Die Pferde, begierig sich an dem warmen Tage abzukühlen, gingen, ohne daß es der Bursche verhin-

bern konnte, tiefer in den Strom, und zogen ihn, da er am Ufer das Leitband fest hielt, nach sich in das Wasser. Doch dieser, da er die Gefahr sah, in welche ihn die Pferde gebracht hatten, ließ schnell das Leitband fahren, und die Pferde, sich selbst überlassen, schwammen den Strom abwärts. Der Kutscher, ganz durchnäßt, rettete sich ans Ufer, und schrie um Hülfe für seine Pferde.

Einige Schiffleute sprangen schnell in Rähne, und ruderten auf die Pferde zu. Es gelang ihnen, eines zu retten; doch war es ihnen nicht möglich, dem andern beizuspringen, da eben ein großes, stark beladenes Schiff aufwärts geführt wurde, dessen Zugseil, an dem viele Pferde gespannt waren, ihre Rähne umzuwerfen drohete. Das Pferd erkrank, und ward in der Vorstadt unter den Weißgärbern ausgeworfen.

War es wohl klug, daß dieser Bursche seine zwey müthigen Rosse an die Donau zur Tränke führte, da er doch wußte, daß sie so gern ins Wasser gingen? Was für einen Schaden hat er seinem Herrn durch seine Unbesonnenheit verursacht! Welcher Gefahr hat er sich selbst ausgesetzt!

5. Eine Weibsperson verunglückt beym Klettern.

Die Festungswerke Wiens wurden im Jahre 1809 zum Theile durch die Franzosen gesprengt, und lagen einige Jahre im Schutte. An einigen Orten konnte man über denselben leicht in den Stadtgraben gelangen, an andern Orten standen noch ganze Stücke der Vorwerke, über welche man nur mit Gefahr hinabsteigen konnte.

Am 27. Julius 1815 wollte eine junge Weibsperson in der Gegend des Schottenthores über eine solche sehr steile Anhöhe in den Stadtgraben steigen, der Oberkörper bekam das Übergewicht, und sie fiel wohl zwey Klafter tief hinab. Sie hatte sich zwar an den äußeren Theilen nur wenig verletzt; aber wie es gleich Anfangs schien, hatte sie durch eine Quetschung in den Eingeweiden sehr gelitten.

Ärztliche Hülfe war gleich bey der Hand, doch konnte dem Übel nicht bald abgeholfen werden. Lange litt sie große Schmerzen, und obwohl sie jetzt ziemlich hergestellt ist, so ist sie doch zur schweren Arbeit vielleicht auf immer untauglich.

Lasset euch, Kinder, durch dieses Beyispiel vor dem gefährlichen Klettern warnen? Noch immer sieht man Kinder Versuche im Klettern machen. Möchten sie doch vor dem Schaden klug werden!

6. Ein Handwerksbursche verwundet sich schwer.

Noch unbesonnener begab sich ein Handwerksbursche zu Gratz in die Gefahr. Vom Weine erhit, den er in der Schenke reichlich genossen hatte, kam er spät bey der Nacht (es war im Sommer 1814), in ein Haus, wo er einen Abendbesuch machen wollte. Er fand die Thür zur Treppe, welche in das erste Stockwerk führt, verschlossen; und um recht unbemerkt eintreten zu können, fing er an, an dem Gangpfeiler, der gegen drey Klafter hoch war, hinauf zu klettern. Schon hatte er eine ziemliche Höhe erreicht, als er abgleitete, und so derb an das harte Steinpflaster auffiel, daß er sich das Kinnbein zerschmetterte. Wie wird er sich hierfür vor jedem unbesonnenen und unnützen Waggestücke hürthen!

7. Ein Steinbrecher findet den Tod.

In den Steinbrüchen werden die Steinmassen und großen Steinblöcke oft mit Pulver zersprengt. Es wird ein tiefes Loch in dieselben gebohrt, dasselbe mit Pulver gefüllt, und dieses angezündet. Durch die schnelle Entzündung des Pulvers wird die Luft in dem kleinen Raume, in welchem sich das Pulver befindet, so gewaltig ausgedehnt, daß der Stein in Stücke zerspringen muß. Dabey ist aber die größte Vorsicht nöthig; kein Mensch darf in der Nähe seyn, weil die Stücke des Steinblockes weit und breit herumgeschleudert werden, und leicht jemanden beschädigen können. Zu dem Ende wird ein länglich geschnittenen Stück Feuerschwamm,

welcher an einem Ende angebrannt wird, gegen das Zündpulver, welches in einer langen Linie bis zum Loche aufgeschüttet ist, mit dem nicht angebrannten Ende hingelegt, damit man Zeit gewinnen könne, sich zu entfernen, bis der Schwamm am andern Ende zu klimmen anfängt, und das Pulver entzündet.

Der Steinbrecher Johann Riedler, welcher in Linz an der oberen Calvarien-Wand im Steinbruche arbeitete, wagte von jeher mehr, als jeder andere. Er war oft gewarnt worden, daß er Schaden nehmen würde. Doch er achtete nicht auf die gut gemeinte Warnung. Am 3. December 1816 wollte er eine große Steinmasse zersprengen. Man rieth ihm wieder, auf seiner Huth zu seyn. Er entgegnete trotzig, daß er schon selbst wisse, was er zu thun habe, und bedachte nicht, in welches Unglück er sich stürzen würde. Der unbesonnene hielt alle Vorsichts-Maßregeln für überflüssig. Mit einem unbeschreiblichen Leichtsinne legte er mit der Hand den brennenden Schwamm auf das Zündpulver; im nämlichen Augenblicke zerplakte die Steinmasse, und nach allen Seiten flogen große Stücke Steine. Der Unglückliche wurde mehrere Klafter Länge weggeschleudert und so schrecklich verwundet, daß er in einer Viertelstunde seinen Geist aufgab. Wie schwer hat er es gebüßet, daß er guten Rath nicht annahm!

B. Ein Knabe stürzt in den Wiener-Canal.

Ein Knabe, mit einem Eskorb in der Hand, wollte oberhalb der Canal-Brücke am Rennwege geschwind über den Canal kommen. Er scheuete die geringe Mühe, ein kleines Stück Weges abwärts zu gehen, um über die Brücke mit Sicherheit zu gelangen. Der junge Waghals stieg über den sehr schmalen Rand der doppelten Schleusen-Thür, welche quer durch den Canal gestellt ist, glichte aus, und stürzte in den Canal. Zum Glück war eben nicht viel Wasser in demselben, auch fiel er auf den Eskorb,

welchen er in den Händen gehabt hatte, und zog sich dadurch eben keinen besondern Schaden zu. Doch wußte er sich vor Angst und Schrecken nicht zu fassen. Er schrie aus Leibeskräften um Hülfe. Der Schleußenwärter eilte sogleich herbey, und brachte den kleinen Wagehals ans Ufer.

Ist es nicht höchst unbesonnen, um einen kleinen Weg zu ersparen, sich so großer Gefahr auszusetzen? Welchen Schrecken wird der Knabe seinen Ältern verursacht haben, als sie ihn so durchnäßt ankommen sahen! Was für ein Unglück hätte der kleine Wagehals haben können, wenn das Wasser tiefer gewesen, und der Schleußenwärter nicht gleich zu Hülfe gekommen wäre! Freunde, werdet klug durch fremden Schaden!

Eine Kriegs = Scene, vor der das menschliche Herz zurückschaudert.

Der Krieg, die Geißel der Menschheit, verwildert das Herz, und stumpfet die feineren Gefühle der Menschenliebe in der Brust vieler Krieger ab. Der, dessen Geschäft es ist, seine Brüder zu morden, muß den Keim der Nächstenliebe in seinem Herzen ersticken, sonst kann er nicht blutdürstig wie ein Tiger in Schlachten meßeln. Der beste Mensch wird moralisch verdorben, wenn er Jahre lang sich in Plünderungen und Schlachten herumtreibt.

Dieses zeigte sich am deutlichsten in der französischen Armee, welche durch einen zwanzigjährigen Eroberungskrieg alles menschliche Gefühl abgelegt zu haben schien. Plünderung, Raub, Mißhandlungen der wehrlosen, friedlichen Einwohner, Brandlegung und Mord waren die täglichen Beschäftigungen der Soldaten, die schon in ihrer Jugend keinen gründlichen Unterricht in der Religion und Sittenlehre erhalten hatten; daher begingen sie auch Grausamkeiten, die man nur von Barbaren zu lesen gewohnt war. Doch gab es unter der großen Zahl dieser Unmenschen brave

und moralisch gebildete Männer, die mit Unwillen und Abscheu die Blügellosigkeit ihrer Kameraden ansahen, aber sie nicht immer verhindern konnten. Hier folgt eine Schaudergeschichte zum Beweise.

Im Sommer 1815 brachte man einen schwer verwundeten französischen Dragoner nach Leipzig, welche Stadt die Franzosen damahls noch besetzt hielten. Die Kosaken hatten ihm mehrere tödtliche Stiche mit ihren langen Pfiken beygebracht. Er lag mit dem Vorderleibe über den Hals seines Pferdes weg, sein Kamerad führte dasselbe, und hielt ihn auf dem Sattel fest. Es war ein schrecklicher Anblick, den Verwundeten mit allen Äußerungen des größten Schmerzens und der Todesangst zu sehen; das Blut träufelte von allen Seiten am Pferde hinab.

So langte er auf dem Marktplatze an. Der Kamerad hob den Verwundeten vom Pferde, und legte ihn in einen Winkel zwischen zwey Buden auf die Erde. Im Spital war kein Platz mehr für ihn. Der Verwundete wimmerte, daß sich die Pflastersteine hätten erbarmen mögen, auf denen er lag. Alle herumstehenden Einwohner fühlten inniges Mitleid mit ihm, und viele eilten mit Essen und Trinken zu seiner Erquickung, und mit Scharpien und Verbandstücken herbey. Die guten Leute sahen vor sich nicht einen französischen Soldaten, einen aus denen, die ihnen schon so viel Leid zugefügt hatten, sondern ihren Nebenmenschen, der ihrer Hülfe bedurfte.

Doch der französische Dragoner, welcher den Verwundeten in die Stadt geführt hatte, ging, das Gewehr im Arme, vor demselben umher, und litt nicht, daß man ihm das Geringste reichte. Während das Blut in Strömen aus seinen Wunden quoll, gestattete der Kamerad nicht, daß man ihn verband: während der Verwundete nach einem Labetrünke sehzete, ließ dieser nicht zu, daß man ihm denselben reichte.

Die gutherzigen Leute wurden unwillig, und riefen ihm zu: „Hört er nicht, wie sein Kamerad wimmert? Hat er gar kein Mitleiden mit seinem Mitbruder? Hat er schon alles Menschengefühl abgelegt?“ „Ja,“ entgegnete der gesunde Dragoner im gebrochenen Deutsch, „er muß noch viel schreien, viel wimmern, noch großen Schmerz ausstehen, ehe er so viel leidet als das Kind, das er vor den Augen seiner Mutter aus Muthwillen auf sein Bajonett gespiest, und darauf herumgedreht hat. Das arme Kind und die zur Verzweiflung gebrachte Mutter haben weit ärger geschrien und gemammert. Er soll Gottes gerechte Strafe nun leiden, der Grausame, und alle Kameraden mögen sich an ihm ein Beispiel nehmen, und Gottes Zorn fürchten, damit sie menschlicher mit den wehrlosen Einwohnern umgehen!“

Schaudernd hörten die Anwesenden diese gräßlichen Worte, die zuweilen von dem Stöhnen und wildem Heulen des Verwundeten unterbrochen wurden. Alle blickten den Grausamen mit Abscheu an: doch das rächende Gewissen spiegelte sich in seiner verzweiflungsvollen Miene ab, und der Anblick derselben erfüllte alle mit Schauer, und riß sie zum Mitleiden gegen den Keimüthigen hin.

Nach Verlauf einer Stunde starb der Verwundete, nachdem er den Platz, worauf er gelegen, mit seinem Blute gefärbt hatte. Sein Kamerad, der diesen furchtbaren Act der Gerechtigkeit ausübte, schwang sich stillschweigend auf sein Pferd, und jagte davon.

Eine erfreulichere Anekdote.

Als Se. kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Carl, im Feldzuge 1800 von Böhmen zu der Oesterreichischen Armee, welche im Rückzuge begriffen war, reisete, um den Oberbefehl über dieselbe zu übernehmen, und sich schon dem Schauplatze des Kampfes näherte, traf er viele Verwundete an, die von ihren Kameraden verlassen, theils ganz hülflos da lagen, theils doch noch so viele Kräfte hat-

ten, sich weiter fortzuschleppen. Mehrere der Kräftigeren zogen an Wagen, auf welche sie mitleidig die Elendesten unter ihnen geladen hatten. Keine Bespannung war zu erhalten; denn die Pferde reichten kaum hin, um die Kanonen und das Gepäck wegzubringen.

Durch diesen Anblick war der Prinz erschüttert. Er befahl sogleich die Pferde von mehreren Kanonen, die auch schon im Rückzuge begriffen waren, abzuspannen, indem er sagte, daß diese braven Männer, die im Kampfe fürs Vaterland verwundet worden waren, mehr verdienten gerettet zu werden, als ein Paar Kanonen. Die Verwundeten wurden in Sicherheit gebracht, die Kanonen fielen aber dem Feinde in die Hände.

Die feindliche französische Armee befehligte damals der General *M o r e a u*. Als dieser die hochherzige Handlung des erhabenen Prinzen erfahren hatte, befahl er sogleich, die Kanonen zurück zu geben, indem er hinzufügte, daß er keine Kanone haben wolle, die aus so menschenfreundlichen Beweggründen verlassen worden wäre. — Fürwahr! das sind zwey Feldherren, von denen einer den andern an Hochherzigkeit überbietet.

Wohlwollende Herzensgüte.

Der Feldmarschall *Prinz de Ligne*, welcher im Jahre 1815 starb, war durch seine immer muntere Laune und seinen unerschöpflichen Witz eben so beliebt, als er durch Herzensgüte geachtet war. Um die Bewohner *Wiens* hat er sich durch die schönen Anlagen auf dem *Leopolds-* und *Kahlenberge* verdient gemacht.

Ein Hauptmann, welcher in dem Türkenkriege und in den folgenden Feldzügen zwölf ehrenvolle Wunden erhalten hatte, bekam in der unglücklichen Schlacht bey *Marengo* in *Italien* einen Schuß in den Fuß, der ihm den Knöchel zerschmetterte, und ihn auf immer zum Dienste

unfähig machte. Doch wurde er so weit wieder hergestellt, daß er auf Krücken gehen, und selbst nach Wien reisen konnte. Dort wollte er um einen Gnadengehalt oder um eine Anstellung bey einem Civil-Dienste bitten. Aber die Zahl derjenigen, welche in den letzten Feldzügen verstümmelt worden, war sehr groß; von allen Seiten drängten sie sich mit gleichen Bitten herzu: die Staats-Cassen, welche bey den fortdauernden Kriegen übermäßige Ausgaben bestreiten mußten, waren nicht im Stande, jeden derselben nach dem Willen des gütigen Monarchen, wie sie es verdienten, zu belohnen, und der Generalissimus, Erzherzog Carl, an dem alle diese Gesuche um Versorgung und Anstellung gerichtet waren, war mit Geschäften so sehr überhäuft, daß er nicht immer den Bittwerbern Zutritt gestatten konnte, welche ihm ihre Bitten mündlich vortragen wollten. Unserm braven Hauptmanne, der auch unter den Letzten nach Wien kam, blieb sehr wenig Hoffnung über, daß ihm seine Bitte könnte gewähret werden.

In dieser bedrängten Lage ward ihm gerathen, daß er sich an den Prinzen de Ligne wenden sollte, dessen Fürsprache bey dem Erzherzoge viel vermöge. Er begibt sich zu ihm, bringt sehr ehrenvolle Zeugnisse dar, stellt ihm seine mißliche Lage vor, und bittet ihn, bey dem Erzherzoge ihm Zutritt zu verschaffen, und ihn demselben zu empfehlen.

Der Prinz wurde durch die bedrängten Umstände dieses braven Officiers innig gerührt. Er kannte ihn gar nicht; aber es war für sein gutes Herz hinreichend, daß er seiner Hülfe bedürfte. Er tröstete ihn mit wohlwollender Theilnahme, versprach ihm, seine Verdienste und seine bedrängte Lage dem Erzherzoge vorzutragen, und lud ihn auf den folgenden Tag zur Tafel ein.

Der Hauptmann erschien. Der Prinz unterhielt sich bey Tische viel mit ihm, und suchte ihn genau zu erforschen und näher kennen zu lernen. Der Prinz entfernte sich auf

einige Augenblicke, und kam mit einem eigenhändigen Briefe an den Erzherzog zurück.

Der Brief ward dem Hauptmanne übergeben. Des Prinzen Wagen und Pferde standen bereit, um den Hauptmann zum Erzherzoge zu führen. Er nannte dort im Vorzimmer nur seinen Namen, und wurde alsogleich vorgelassen. Der Prinz hatte ihn schon dem Erzherzoge empfohlen: der Brief, den der Hauptmann überreichte, erhielt die Bestätigung, daß dieser durch seine Kenntnisse und anderseitige Verdienste aller Unterstützung würdig sey.

Der Hauptmann wurde von dem Erzherzoge mit ausgezeichnete Güte empfangen, und mit einer Großmuth, welche den Prinzen des Oesterreichischen Kaiserhauses eigen ist, beschenkt. Er erhielt zugleich aus dem Munde des allverehrten Erzherzogs die Versicherung, daß er den ganzen Gehalt, den er als Hauptmann bisher bezogen hatte, hinfort in wohlverdienter Ruhe genießen könne. Der Hauptmann wurde durch eine solche Gnadenbezeugung, auf die er kaum zu hoffen sich getraute, überrascht, und stattete den gerührtesten Dank ab; der Erzherzog aber erwiderte, er selbst müsse vielmehr dem Prinzen de Vigne danken, der ihn auf einen so wackeren Officier aufmerksam gemacht, und ihm Gelegenheit gegeben habe, wahre Verdienste zu belohnen.

Nie kann der Hauptmann diese Geschichte ohne sichtbare Rührung erzählen, und hoch segnet er die Namen: Erzherzog Carl und Prinz de Vigne!

Achtung gegen den Lehrer.

Alexander I., Kaiser von Rußland, (gestorben 1826) besuchte im April 1814 während seiner Anwesenheit in Paris die Witwe des Obersten Lacharpe, seines ehemaligen Lehrers. Sie wohnte im vierten Stockwerke. Die Frau war durch diese Herablassung des Monarchen innig gerührt, und blieb ehrfruchtsvoll vor dem Monarchen

sehen. „Sie sind sehr verändert, Madame,“ war die Anrede des Kaisers.

„Eure Majestät,“ entgegnete die Witwe, „ich habe, wie jeder andere, durch Krieg und Zeitumstände viel gelitten.“

„Sie verstehen mich nicht,“ erwiederte mit Rührung der glütige Fürst; „wenn ich sage, daß Sie verändert sind, so meine ich, daß Sie sich nicht zutraulich, wie sonst, neben mich, den Jögling Ihres Gatten setzen, und sich freundschaftlich mit mir unterhalten.“

Die Witwe sprach dann mit vieler Rührung von den erhabenen Tugenden des Monarchen, besonders von seiner Leutseligkeit und Herablassung, welche ihm Aller Herzen gewinnen. Da entgegnete der gefühlvolle Monarch mit seltener Herzensgüte: „Wenn ich Eigenschaften besitze, die gefallen, wem habe ich sie zu verdanken? Hätte ich nicht den Unterricht ihres Gatten genossen, hätte nicht er mich gebildet, was würde ich ohne seine väterliche Leitung seyn? Mich freuet es, wenn ich an Ihnen einen Theil des ihm schuldigen Dankes abstaten kann?“

So sprach Kaiser Alexander, der über 34 Millionen Menschen herrschte. Lernet junge Freunde von ihm, was ihr euern Lehrern und Erziehern schuldig seyd!

Schöne Züge der Redlichkeit.

1. Ein Bauer rettet das ihm anvertraute Gut.

Ein Kaufmann gab dem Russischen Bauer Bartalam Alexejef 1000 Rubeln (1537 fl. 30. kr. Conventions-Münze) in Verwahrung. Im Dorfe brach im Winter 1814 Feuer aus. Die Flamme ergriff des Bauers Haus, und legte es, da es, wie die meisten Bauernhäuser in Russland, ganz von Holz erbauet war, in Asche. Wie der brave Bauer sein Haus brennen sah, rettete er vor allem das ihm anvertraute Geld, und brachte es in Sicherheit. Erst dann suchte er seine Habseligkeiten auszuräumen. Nie-

mand hatte es gesehen, daß er das Geld vor der Flamme verwahret habe. Er konnte es für verloren und durch das Feuer vertilget angeben. Das that aber der ehrliche Mann nicht. Er lieferte alle 1000 Rubeln treulich dem Kaufmanne ab, und freuete sich, daß er bey der allgemeinen Noth wenigstens fremdes Gut gerettet hatte.

Welch ein schöner Zug von Redlichkeit, der uns beweiset, daß oft unter einem groben Kittel eine schöne Seele wohnt!

2. Ein Uhrmacher gibt die Uhr zurück.

Ein Korporal vom Gradiscaner = Gränz = Regimente war im Jahre 1800 zu Landshut in Baiern im Quartiere gelegen, und hatte dem Uhrmacher Schreiner seine silberne Uhr zum Ausbessern gegeben. Die Oesterreicher wurden von den Feinden überfallen, und aus der Stadt gedrängt. Ihr Rückzug dauerte bis an die Gränze Oesterreichs hin, und da er mit Eile geschah, hatte der Korporal nicht mehr Zeit, seine Uhr abzuholen, und auch in der Folge fand sich keine Gelegenheit, dieselbe zurück zu fordern. In dem Feldzuge 1805 kam das Gradiscaner-Gränz-Regiment nach Italien, und der bärtige Mann gab schon alle Hoffnung auf, zu seiner Uhr je wieder zu gelangen.

Bey Ausbruch des Krieges im Jahre 1809 wurde Landshut von den Oesterreichern genommen, und der Korporal zog mit seinem Regimente durch die Stadt. Er hatte auf seine Uhr nicht vergessen, und am 16. April 1809 verfügte er sich in die Wohnung des Uhrmachers, und forderte sein Eigenthum zurück. Aber Schreiner war schon todt, und das Gewerbe wurde von dessen Schwiegersohne, dem ehrlichen Uhrmacher Rauch, betrieben, welcher im Jahre 1800 bey Schreiner in Arbeit gestanden war, und die Uhr aus den Händen des Korporals übernommen hatte.

Der Uhrmacher und der Schnurrbart erkannten sich sogleich, und letzterer erhielt ohne Widerrede seine Uhr, die er

vor neun Jahren zurückgelassen hatte, und zwar im besten Zustande. Der Uhrmacher Schreiner und Rauch hatten sie als fremdes Eigenthum durch so lange Jahre wohl verwahrt, und sie hatten immer auf eine Gelegenheit gewartet, sie dem Eigenthümer zurück zu stellen. Der bärtige Krieger schied mit einem herzlichen Händedrucke von dem ehrlichen Uhrmacher, nachdem er ihm dankbar die Ausbesserungs-Kosten bezahlt hatte.

Wie gefällt euch liebe Kinder, diese Geschichte, und wie der Uhrmacher? Heißt das nicht ehrlich und redlich handeln! Hätte der Uhrmacher nicht vermuthen können, daß der Korporal in den folgenden blutigen Kriegesjahren vor dem Feinde geblieben sey, und nie mehr, um seine Uhr zu hohlen, kommen könne? Hätte er sich nicht in diesem Sinne die Uhr zueignen können? Das that der ehrliche Uhrmacher nicht; die Uhr gehörte einem andern, und was eines andern ist, wollte er als ein gewissenhafter Mann nicht besitzen, und verwahrte sie immer auf den möglichen Fall, daß der Korporal oder einer seiner Angehörigen sie zurück fordern würden. Solche Beispiele der Ehrlichkeit sind in unserem Gewinnsüchtigen Zeitalter nicht häufig, aber desto mehr erhebt sich die Seele, wenn sie vorkommen.

3. Ein aufgefundenes Felleisen wird zurück gestellt.

In Graubünden ist zwischen den sehr hohen Alpengebirgen ein enger Paß, Via Mala genannt, in welchem schmale Fußwege längst dem höchsten und steilsten Felsen fortlaufen, die nur für geübte Fußgänger und Maulthiere gangbar sind. Dieser Weg führt von dem Marktflecken Luſis nach dem Schamsertal. Längs dieses Weges rauscht in dem Abgrunde der Fluß Rhein. Macht der Reisende einen Fehltritt, so ist er in Gefahr, bey 500 Schuhe tief an den steilen Felsenwänden in die schäumenden Wellen hinabzustürzen.

Der Mailänder Postbothe machte im Frühjahr 1815 diesen gefahrvollen Weg mit mehreren Maulthieren, welche in Felleisen Briefe, Gelder und andere Sachen vom Werthe trugen. Eines dieser Maulthiere glitschte vom Wege ab, und stürzte vor den Augen des Postbothen in den tiefen Abgrund hinab. Da war an keine Rettung zu denken. Das Thier, schon halb todt durch den schrecklichen Fall, ersäufte in dem Flusse; und eben dieses Maulthier war mit dem Kostbarsten beladen, es trug ein Felleisen mit Geld. Der Postbothe mußte es als verloren aufgeben, da sich niemand in den Abgrund hinabwagen wollte, und er setzte seine Reise mit betrübtem Herzen weiter fort.

Doch ein muthvoller Mann, Matthias Hungard aus Zusis, entschloß sich einige Tage darauf, das Felleisen, welches durch seine Schwere auf den Boden des Flusses gesunken seyn mußte, aufzusuchen. Er nahm mehrere handfeste Männer zu Hülfe, welche ihn an Stricken in die Tiefe des Abgrundes hinabließen. Hier untersuchte er, über dem rauschenden Flusse schwebend, das Beet desselben; und war so glücklich das Felleisen zu entdecken, und heraus zu ziehen.

Doch kaum hatte er diese schwere Arbeit gethan, als er den Postbothen von seinem Funde Nachricht gab, und ihm alles, ohne Anspruch auf eine Belohnung zu machen, bis auf den letzten Häller sammt dem Felleisen einhändigte. Ist das nicht ein seltenes Beyspiel der Dienstfertigkeit und Redlichkeit?

Dienst und Gegendienst.

Franz W*, der Sohn eines reichen Ungarischen Edelmannes hatte sich nach den ersten Studien-Jahren, in welchen er die Lateinische und Französische Sprache, Erbeschreibung, Natur- und Völkergeschichte gelernt hatte, auf die Landwirthschaft verlegt, und endlich die Handlung ge-

wählt, wo er bey einem Kaufmanne in Pesth, der ausgebreitete Geschäfte treibt, auf der Schreibstube arbeitete. Doch seinem feurigen Temperamente, das ihn in die weite Welt hinaus zu treiben schien, war das Stubensitzen zuwider, und er ging als Cadet zum Regimente.

Beym Ausbruch des französischen Krieges im Jahre 1805 that er Feldwebels Dienste. Er war ein hochgewachsener, wohlgebildeter, kräftiger Mann. Sein Regiment kam nach Ulm. Nach der ersten unglücklichen Schlacht bey dieser Stadt ward die ganze Besatzung zu Gefangenen gemacht, und W* mit ihr. Er wurde in das Innere von Frankreich abgeführt, und bekam die große Stadt Nancy zu seinem Aufenthalte.

In Frankreich war es zwar, da durch die fortbauernenden Kriege die Volksmenge und daher die Zahl der Arbeiter sehr vermindert worden waren, den Kriegsgefangenen erlaubt, sich nach Arbeit umzusehen, um sich den Lebensunterhalt zu verbessern. Aber die Zahl der Gefangenen war in dieser Stadt so groß, daß die wenigsten eine Beschäftigung fanden; nebstbey wurden durch die große Menge dieser neuen Ankömmlinge die Lebensmittel Anfangs so vertheuert, daß das wenige Geld, welches man ihnen reichte, kaum hinlänglich war, die nöthigste Nahrung gegen den drückendsten Hunger sich anzuschaffen.

Der Feldwebel W* war nun in einer sehr kummervollen Lage. Seine Kleidung war lumpig, die Schuhe hielten kaum an den Füßen, nagender Hunger plagte ihn, und so viel er auch gelernt hatte, und ob er gleich der französischen Sprache kundig war, wollte es ihm nicht einmahl gelingen, eine Handarbeit zu finden, der er sich in seiner größten Noth, obwohl er ihrer ganz entwöhnt war, gern unterzogen hätte.

Aber sein trauriges Schicksal tiefkönnig nachdenkend und Arbeit suchend, schlenderte er eines Morgens durch die Gas-

fen der Stadt, und ging vor dem Keller eines Weinhändlers vorüber, wo zwey Männer bemüht waren, ein volles Faß Wein vom Wagen zu laden. Es lag bereits auf der Zugleiter, die man zu steil gelegt hatte. Ein Mann auf den Wagen hielt den Strick, und ließ ihn langsam schießen, um das Faß gemach hinabgleiten zu machen. Aber es war zu schwer, die Leiter zu steil, und es zog den Mann mit sich hinab. Der unten stehende Mann konnte dem schweren Drucke nicht widerstehen, und ward zu Boden geworfen. In gleichem Augenblicke sprang der Feldwebel W* herbey, ergriff mit voller Kraft das Faß, daß es nicht weiter rollen, und den auf der Erde liegenden Mann nicht beschädigen konnte. Die zwey Männer ermannten sich schnell wieder, griffen zu, und brachten das Faß glücklich zur Kellertür, ohne daß es Schaden litt.

„Sie sind ein wackerer Mann!“ rief jemand aus dem ersten Stockwerke unserm W* zu, „kommen Sie doch herauf zu mir.“ Es war der Weinhändler, der den Vorfall mit angesehen hatte. W* gehorchte, und erhielt ein nahrhaftes Frühstück, daß unter verschiedenen Fragen und Antworten über Stand, Geburtsort, Dienstjahre, Fähigkeiten u. s. w. verzehrt wurde. Dem Weinhändler gefiel das offene, artige Betragen des jungen Mannes und dessen Kenntniß der französischen Sprache sehr wohl, und er drückte ihm, als er fortgehen wollte, zwey Laubthaler in die Hand, die aber W* durchaus nicht annehmen wollte. Diese Großmuth eines armen Gefangenen setzte den Geber in Erstaunen, und erfüllte ihn mit Achtung gegen ihn. Er unterhielt sich noch länger mit ihm, und da er erfuhr, daß er der Deutschen und Lateinischen Sprache ganz kundig sey, trug er ihm an, seinen beyden Söhnen gegen Bezahlung Unterricht in denselben zu ertheilen. „Damit meine Söhne,“ sprach zuletzt der Weinhändler, „mehr Übung in den Sprachen haben, können sie bey mir speisen und wohnen.

Die Erlaubniß werde ich von dem Stadt-Commandanten schon erwirken.“

Wer war froher über diesen Antrag als der Feldwebel W*. Noch am nähmlichen Tage zog er zu dem Weinhändler Glodon ins Haus. Die redliche Handlungsweise des neuen Sprachlehrers, sein offenes, artiges Benehmen und sein Fleiß bey dem Unterricht erwarben ihm bald die Liebe und Zuneigung aller Hausgenossen, und er wurde nun mehr als ein Glied der Familie angesehen und behandelt; und so blieb es bis zum Friedensschlusse, wo der Feldwebel ausgewechselt werden, und in sein Vaterland zurückkehren sollte.

Vergebens wollte man ihn in vertraulichen Stunden bereden, daß er in Frankreich bleiben sollte, indem sich für ihn bey seinen Kenntnissen schöne Aussichten eröffneten. Aber er blieb seinem Vaterlande und Monarchen getreu, und zu dem Vorsatze, zu seinem Regimente zurückzukehren, bestimmte ihn noch mehr ein Brief seines Vaters, welcher ihm meldete, daß derselbe seit langer Zeit kränkle, und vor seinem Tode nur noch wünsche, ihn an sein väterliches Herz zu drücken. W* nahm herzlichen Abschied von der guten Familie, und ihr Segen begleitete ihn auf die Reise. Für das Reisegeld hatte der alte Glodon großmüthig gesorgt, und da unser W* weniger, als er es wünschte annahm, gab er ihm einen Brief an seinen Freund in Basel mit, der nichts enthielt als die Worte: „Dem Überbringer dessen zahlen Sie 30 Stück Louisd'or in Gold zum Reisegelde aus, welche auch W* ungeachtet alles Sträubens annehmen mußte.“

W* kam nach der langen Reise bey seinem Regimente, und von da mit Urlaub bey seinem Vater an, den er dem Tode nahe fand. Das frohe Wiedersehen gab dem Vater neue Kräfte; er erhohlte sich von seiner Krankheit, aber nur auf kurze Zeit. Er starb nach einigen Monathen in den Armen seines einzigen geliebten Sohnes.

Nun nahm W* von seinem Regimente Abschied, und das väterliche Erbgut, welches in ansehnlichen Ländereyen bestand, in Besiz zu nehmen. Er heirathete einige Zeit darauf ein wohlherzogenes, tugendhaftes Mädchen, und lebte sehr glücklich in dieser Ehe. Den Sommer brachte er auf seinen Gütern zu, wo er die Landwirthschaft mit aller Einsicht, allem Eifer und großem Vortheile betrieb; den Winter verlebte er angenehm in Pesth.

So verstrichen vier Jahre. Der Krieg Bog brach aus. Die französischen Kriegsgefangenen, welche man in den blutigen Gefechten und Schlachten machte, wurden in die Festungen Ungarns abgeführt. Eine Zahl derselben war in Pesth angekommen. W* und seine Gattinn lehnten am Fenster, um diese Fremdlinge zu besehen. Einer derselben schien ihm sehr bekannt zu seyn, und W* heftete sein Auge ganz auf ihn. Der französische Kriegsgefangene, (es war ein junger Officier), bemerkte es, sah auch ihn aufmerksam an, und grüßte ihn, weil er einige bekannte Züge in seinem Gesichte zu finden glaubte. „Das ist der junge Glodon!“ rief W*, warf das Fenster zu, war in einem Nu an der Thür, und ehe der junge Officier sich besinnen konnte, was das bedeute, schloß ihn W* schon fest in seine Arme. Da erkannte Glodon seinen ehemahligen Sprachlehrer und Freund W*.

„Gott! Glodon, mein Glodon!“ rief W*, „Sie hier als Gefangener?“ „Leider, mein lieber Freund,“ antwortete dieser traurig, „Leider!“ „ja ich bedaure Sie vom ganzen Herzen,“ entgegnete W* „doch sey Gott gepriesen, daß ich endlich eine Gelegenheit finde, das viele Gute zu erwiedern, welches ich in dem Hause Ihres Vaters genossen habe; daß ich die Güte, die Ihre Ältern mir erwiesen, da sie mich als einen armen, hilflosen Gefangenen in ihr Haus aufnahmen, daß ich die Freundschaft, die Sie mir selbst bezeigten, Ihnen jetzt mit Beweisen meiner herzlichsten

Liebe lohnen kann. Erlaubt es der Stadt-Commandant, so wohnen Sie von jetzt an bey mir, und ich glaube, seine Einwilligung gewiß zu erhalten, da er ein sehr menschenfreundlicher Mann ist. Ich gehe gleich zu ihm, um diese Erlaubniß zu erwirken. Zuvor muß ich Sie jedoch mit meiner lieben Frau bekannt machen. Sie braucht nur Ihren Nahmen zu hören, so wird sie sich innig freuen, und sich bemühen, Ihnen den Aufenthalt in unserm Hause recht angenehm zu machen.“

Sie traten jetzt ins Haus. W* führte den Freund zu seiner Gattinn. Sie war herzlich erfreuet, den Sohn des braven Mannes kennen zu lernen, der ihrem Gatten in der größten Noth so viele Wohlthaten erwiesen hatte. W* ging sogleich zu dem Commandanten, um ihm seine Bitte vorzutragen, die ihm auch gewährt wurde, da es dem Commandanten angenehm war, einem so allgemein geschätzten Manne, als Herr W* war, eine Gefälligkeit erzeigen zu können. Woll Freude eilte dieser nach Hause, um die angenehme Nachricht zu überbringen.

Glodon's wenigtes Gepäck wurde ins Haus geschafft. Ein Mahl wurde bereitet, und die besten Freunde des Hauses wurden dazu geladen. Allen wurden Glodon als der Sohn des Wohlthäters des lieben W* vorgestellt. Man war munter und froh. Glodon erzählte, daß er nach W*s Abreise von Nancy in die Militär-Schule nach Brienne übergetreten, bey Ausbruch des Krieges im Regimente angestellt, und in der ersten Schlacht bey A ben s-berg gefangen worden sey. Er sprach von allem dem Ungemache, das er auf der Reise bis nach Pesth ausgestanden, und wie er nun von aller Hülfe entblößt sey.

„Da können wir leicht Rath schaffen,“ sagte W*, „so lange Sie in meinem Hause sind, soll es Ihnen so wenig an etwas ermangeln, als ich in Ihres Waters Hause Noth litt. Macht der Friede diesem blutigen Kriege ein Ende,

und erhalten Sie die Erlaubniß in Ihr Vaterland zurück zu kehren, so werde ich schon für Reisegeld sorgen. Was Sie und die Ihrigen an mir gethan, soll Ihnen reichlich wieder erstattet werden.“ Ein Dienst ist ja des andern werth!

Betrug durch Aberglaube.

1. Ein Bauer wird um sein Geld betrogen.

In dem Dorfe M* lebte ein Bauer, der als ein fleißiger und ordentlicher Mann bekannt ist. Er hatte seit einiger Zeit manches unverschuldete Unglück erlitten: Kühe waren ihm hingefallen, Pferde rähe, Schafe räudig und Schweine krank geworden. Diese Unfälle geschehen zwar nicht alle auf einmahl; aber es verging kein Jahr, wo er nicht Schaden an seinem Vieh erlitt.

Statt die Ursache dieser Unfälle in einer fehlerhaften Wartung, in nachlässiger Pflege oder anderswo zu suchen, glaubte er, daß böse Menschen ihm diese Unfälle bereiteten, und sein Vieh behereten. Der einfältige Mann war in seiner Jugend nicht fleißig in die Schule gegangen, nicht über Ursache und Wirkung belehrt worden, und hing daher noch sehr an Aberglauben, und plagte sich mit der Furcht vor Hexen und Gespenstern.

Daher wendete er auch bey seinen kranken Hausthieren immer abergläubige Mittel, Räucherungen, Ansprechungen u. dgl. an, und versäumte, einen verständigen Thierarzt zu Rathe zu ziehen. Die Folge davon war, daß sein Vieh immer schlechter wurde, und zuletzt starb.

Im Herbst 1814 sprachen bey diesem Bauer ein Reisender, dessen Weib und Tochter ein, und bathen um Nachtherberge. Aus Gutherzigkeit wurde sie ihnen zugestanden, besonders da sie nicht ganz fremd waren, und schon einmahl im Hause übernachtet hatten.

Der Bauer und dessen Weib, anerkannt gute und dienst-

fertige Leute, ließen die Beherbergten auch an ihrem Nachtmahle Theil nehmen, und sprachen freundschaftlich mit ihnen. Diese aber waren lose Landstreicher, die nur von niederträchtigem Betrage und allerley Schelmenstreichen sich nährten.

Das Weib gab sich, wie es Zigeunerinnen machen, mit Wahrsagen, Kartenauffschlagen, Heilung des beherten Viehes u. dgl. ab, und lauerte immer, um leichtgläubige Leute um ihr Geld zu pressen. Der Mann und die Tochter leisteten ihr dabey hülfreiche Hand. Sie wußte sich bey den Bauerleuten durch allerley schöne Worte einzuschmeicheln, und sie offenherzig und zutraulich zu machen. Sie hatte nicht versäumt, sich im Dorfe sehr genau um diese Leute, bey denen sie einkehrte, um deren Umstände und Verhältnisse zu erkundigen, und wußte daher, was für Unfälle ihrem Viehe schon seit langer Zeit her begegnet waren.

Sie lenkte das Gespräch auf die Hausthiere. Da klagten ihr nun Bauer und Bäuerinn, daß sie erst vor kurzem ein Schaf und eine Schwein durch Krankheit verloren hätten, und seit langer Zeit schon hierin unglücklich wären. Das schlaue Weib erwiederte, daß sie dieses alles wohl wisse; sie zählte ihnen alle Unfälle her, die sie seit mehreren Jahren erlitten hatten, und eröffnete ihnen im großen Vertrauen, nachdem sich die Dienstleute entfernt hatten, daß sie das Geheimniß besitze, sie vor allem derley Unglück zu schützen.

Des andern Tages Morgens, nachdem alle Dienstbothen zur Arbeit auf das Feld gegangen waren, lockte die Betrügerinn geheimnißvoll den Bauer und die Bäuerinn in eine einsame Kammer, schloß Fenster und Thür zu, und versicherte feyerlich, daß alles dieses Unglück von einem Schatze herrühre, der schon Jahrhunderte lang hier im Hause verborgen liege, und von einem bösen Geiste be-

wacht werde. Sie gab vor, so lange der Schatz nicht gehoben wäre, würde immer allerley Unheil durch den unseeligen Geist im Hause entstehen.

Sie prophezeete dem Bauer und der Bäuerinn, daß sie bald wieder einen Verlust an Vieh zu erleiden, und beyde eine schwere Krankheit auszustehen hätten, von der kaum ein Aufkommen zu hoffen wäre. Sie erklärte dabey mit feyerlicher Stimme, daß, wenn der liebe Gott dieses traurige Loos über sie verhänget hätte, sie dabey nichts helfen könne; wohl aber daß sie, wenn böse Menschen oder böse Geister ihnen diesen Streich wieder spielen wollten, wirksame Mittel dagegen hätte.

Vor allem, sagte sie, werde sie untersuchen, wenn anders der Bauer und die Bäuerinn ihr das Zutrauen schenken wollten, woher das traurige Geschick, das ihnen bevorstehe, herrühre. Sie verlangte einen Knäuel Zwirn, schnitt hiervon drey Ellen ab, und diesen Faden wieder in kleinere Stücke. In diese Fäden machte sie Knöpfe, gab sie Beyden in die Hände, ließ sie festhalten, und befahl ihnen laut zu bethen. — So wird das heilige Gebeth von niederträchtigen Menschen zur Erreichung ihrer bösen Absicht entheiligt! — Sie behauptete, wenn die Knöpfe bey Wiedereröffnung der Hand offen wären, so sey es ausgemacht, daß böse Menschen im Spiele wären; wo nicht, so wäre alle ihre Bemühung umsonst.

Die leichtgläubigen Leute thaten, was die Betrügerinn verlangte, und zu ihrem größten Erstaunen sahen sie nachher wirklich die Knöpfe offen, als sie die Hand aufmachten. Das schlaue Weib hatte die Fäden verwechselt, und ihnen, ohne daß sie es bemerken konnten, solche in die Hände gegeben, an welchen keine Knöpfe waren. Durch diese List hatten aber die Bauersleute nur desto größeres Zutrauen zu ihr gewonnen, und sie konnte ihre Betrügerereyen leichter fortsetzen.

Nun, sagte das schlaue Weib, sey sie ihrer Sache gewiß; sie könne alles Unglück abwenden, sie dürfe nur den verborgenen Schatz heben, von dem alles dieses Unge- mach herkomme. Dazu sey ihr aber vor allem zu wissen nöthig, wie viel der Bauer an barem Gelde besitze. Der Bauer, der nichts Böses ahnete, brachte seine Geldsäcke mit aller Bereitwilligkeit her, um sie ihr zu zeigen, nahm sie aber wieder zu sich.

Indessen waren die Dienstleute wieder vom Felde ge- kommen. Das Weib brach schnell die Unterredung ab, und that sehr geheimnißvoll, indem sie vorgab, daß ihr ganzes Bemühen fruchtlos seyn würde, wenn jemand nur eine Sylbe von dem Geheimnisse erführe.

Kaum waren aber die Dienstbothen ihrer Beschäfti- gung auf dem Felde wieder nachgegangen, so ging sie ans Werk. Die Bäuerinn mußte eine brennende Wachskerze in den Stall bringen, und der Bauer mit einer Pike bey dem Pferdestande aufhauen. Da, sagte sie, müsse der Schatz verborgen seyn, und bald würden sie auf ein An- zeichen kommen. Sie breitete ein Leintuch über die Grube, kniete sich neben derselben nieder, machte allerley Gauke- leyen, murmelte verschiedene unverständige Worte her, that dabey sehr ängstlich, indem sie vorgab, daß sie vom bösen Geiste viel zu fürchten habe. Nun hieß sie den Bauer das Tuch wegziehen, und ein Menschen-Knochen lag un- ter demselben. Das listige Weib hatte ihn heimlich unter das Leintuch gebracht. Sie zeigte sich darüber sehr erfreut, und gab vor, daß es ein Bein von einem armen Sünder sey, und anzeige, daß ihr Werk gelingen, und sie zu dem verbor- genen Schatze gelangen könne. Sie wickelte das Bein sorg- fältig ins Leintuch, und trug es in die Kammer hinauf, wohin ihr der Bauer und die Bäuerinn folgen mußten.

Jetzt begann das Meisterstück ihrer betrügerischen Kunst. Sie begehrte die Geldsäcke. Der Bauer weigerte sich; da sie

aber behauptete, daß der böse Geist jetzt sein ärgstes Spiel treibe, und sie alle ins Verderben bringen könne, wenn sie in der Mitte ihrer Handlung unterbrochen würde, so gehorchte der Bauer in seiner Verzagtheit, und schaffte sie herbey. Das Weib umwickelte dieselben mit Flachs, forderte Kissen, Weihwasser, Bildnisse der Heiligen, und allerley Sachen, um durch Herbeschaffung derselben den Bauer und sein Weib auf einige Zeit von sich zu entfernen.

Hey ihrer Rückkehr wickelte sie die mit Flachs umwundenen Säcke vor ihren Augen in das Leintuch, besprengte alles mit Weihwasser, legte die Säcke auf das Kissen, und sie mit ihm in den Kasten. In diesen selbst gab sie den Schlüssel zu demselben, und schlug die Thür fest zu.

Nun erklärte sie dem Bauer und der Bäuerinn mit vieler Zuversicht, daß der unter dem Pferdestalle verborgene Schatz von 15000 Gulden nach neun Tagen auf dem Kissen im Kasten sich einstellen, und die Thür des Kastens sich sodann von selbst öffnen werde. Sie versprach um diese Zeit zurück zu kommen, und ihre Belohnung für diese Dienste abzuholen, da sie jetzt durchaus nichts annehmen könne, wenn man ihr auch eine noch so große Summe aus Erkenntlichkeit anböthe.

Mit diesen Worten ging sie fort zu ihrem Manne und ihrer Tochter in die Scheuer. Diese hatten sich bereits zur Abreise fertig gemacht, und alle eilten davon, ehe ihnen die Bauersleute ein Lebewohl sagen konnten.

Die neun Tage vergingen, ohne daß sich der Kasten, der Verheißung der klugen Frau gemäß, geöffnet hätte. Der Bauer, in der irrigen Meinung, daß dieses vielleicht doch geschehen würde, wartete noch zwey volle Tage. Endlich kam ihm die Sache verdächtig vor. Er sprengte voll Unwillen den Kasten auf, und fand sich schrecklich betrogen; statt der Geldsäcke waren ähnliche Säcke, mit Steinen gefüllt, auf dem Kissen. Die niederträchtige Betrügerinn hatte während der Zeit, als der Bauer und die Bäuerinn,

um allerley Sachen zu dem Gaukelspiele herbeyzuschaffen, sich entfernet hatten, die Säcke verwechselt, und jene, welche mit Geld gefüllt waren, ihrer Tochter durch das Fenster zugeworfen, die im Hofe lauerte. Der Bauer sah sich um seine ganze Barschaft, um die Summe von 910 Gulden 48 Kreuzer, hintergangen.

Der Bauer und seine Gattinn konnten sich in dem ersten Augenblicke kaum fassen, und wußten sich nicht zu rathen. Auf der einen Seite schämten sie sich ihrer Leichtgläubigkeit, und besürchteten, verlacht zu werden, wenn die Geschichte bekannt würde; auf der andern Seite hofften sie doch, daß die Betrügerinn vielleicht ausfindig gemacht werden könnte, wenn sie den schändlichen Betrug ausbreiteten. Sie machten die Anzeige bey Gericht. Man verfolgte die betrügerische Familie durch Steckbriefe, und ertappte sie. Sie gestanden ihre Schuld, und wurden nach Verdienst bestraft. Doch konnten sie dem Bauer nur einen Theil des ihm entwendeten Geldes zurückstellen, weil sie das Übrige schon verthan hatten.

Diese Geschichte hat sich im Herbst 1814 zugetragen, und warnet, losem Gesindel zu trauen. Sie lehrt, wie verderblich der Aberglaube werden kann. Meine jungen Leser werden sich Glück wünschen, daß sie eines Bessern belehrt sind, und sie werden desto begieriger jede Gelegenheit ergreifen, sich über die Wirkungen und deren Ursachen in der Welt aufzuklären.

2. Schändlicher Betrug durch Wahrsagerey.

In dem Dorfe Schönau in Osterreich, B.O.M.B. lebte der Bauer Klinger zufrieden mit seiner Gattinn; denn ihre Wirthschaft ging gut, und die Arbeit ihrer Hände nährte sie reichlich. Nichts würde ihrem Glücke gefehlt haben, wenn der liebe Gott ihre Ehe mit Kindern gesegnet hätte, und der einzige Wunsch und das tägliche Ge-

both dieser Eheleute war, daß Gott ihnen ein Söhnchen oder eine Tochter schenken möchte.

Im Sommer 1813 sprach in ihrem Hause eine Zigeunerinn ein, und erhielt von den guten Bauersleuten Brot, Mehl und Erdäpfel. Sie wollte sich dafür dankbar bezeugen, und both sich an, ihnen aus der Hand wahrzusagen. Leider ist der Aberglaube unter dem Bauernvolke in dieser Gegend noch nicht ausgerottet. Der Bauer willigte ein, und reichte seine Hand dar.

Die Zigeunerinn betrachtete sie genau, und schien plötzlich so betroffen zu seyn, daß sie kein Wort vorbringen wollte. Der Bauer drang in sie, unverhohlen ihm zu sagen, was sie für Vorzeichen auf der Hand finde. Da entdeckte ihm das schlaue Weib, daß die quer über die flache Hand bis an den Rand derselben gezogene Linie deutlich anzeige, daß sein Lebensende nahe sey.

Der Bauer und die Bäuerinn erschrakten heftig, und konnten sich bey dieser schrecklichen Aussage gar nicht fassen. Die betrügerische Zigeunerinn benützte diese ihre Verwirrung, um ihr ganzes Zutrauen zu gewinnen, und eröffnete ihnen, daß sie aus seiner Hand auch ersehe, daß ihre Ehe kinderlos sey. Sie fing dann an, viel von Hren verborgenen Künften zu sprechen, und daß sie Mittel wisse, den nahen Tod des Mannes zu entfernen. Wenn ihr dieses gelänge, so wollte sie auch Rath schaffen, daß ihre Ehe mit Kindern gesegnet würde. Doch ihre Kunst dürfte nur dann hinreichen, wenn beyde Eheleute das Brautkleid, welches sie am Hochzeitstage bey der priesterlichen Einsegnung getragen, noch hätten.

Dieses war noch vorhanden sammt dem wenigen Silbergeschmeide, welches sie damahls am Leibe hatten. Alles wurde eilig herbeygeschafft. Nun begehrte die Betrügerinn den Schlüssel zu dem Kleiderkasten, und befahl dem Bauer und seiner Gattinn, in die Nebenkammer zu gehen, und

dort mit gegen sie gekehrtem Rücken so lange zu bethen, bis sie ihre Zauberey vollendet hätte. Dieses geschah zu einer Stunde, wo alle Leute bey ihrer Arbeit auf dem Felde waren, und das Dorf ganz leer stand.

Nachdem die Zigeunerinn die Thür des Kastens stark zugeschlagen, und noch einige Worte hergemurmelt hatte, rief sie die beyden Eheleute zurück, und übergab ihnen den Schlüssel zum Kasten. Sie verboth, den Kasten eher als am Sonnabende nach Untergang der Sonne zu eröffnen, und sagte, daß sie nun nichts mehr zu fürchten hätten; sie werde sich an diesem Tage wieder einsinden, und den Lohn in Empfang zu nehmen, den sie dadurch verdient hätte, daß sie dem Manne das Leben ins hohe Alter verlängert und ihnen beyden das Vergnügen bereitet hätte, einen Sohn und eine Tochter zu erhalten.

Der Sonnabend erschien; die Zigeunerinn kam nicht. Es vergingen wieder mehrere Tage, und sie fand sich noch nicht ein. Da wurde dem Bauer bange, und er erzählte seinen Freunden und Verwandten diese Geschichte. Diese schöpften Verdacht, und beredeten ihn, in ihrer Gegenwart den Kasten zu eröffnen. Er that es, — und fand ihn größtentheils leer. Die Brautkleider, das wenige Silbergeschmeide, und was darin einigen Werth hatte, war entfremdet. Vermuthlich hatte die diebische Zigeunerinn alles dieses, während die beyden Eheleute in der Nebenkammer betheten, auf die Seite geschafft, zum Fenster hinaus geworfen, und war damit entwischt.

Die Betrügerinn wurde von der Obrigkeit verfolgt und auch ertappt, aber von dem Gestohlenen war wenig mehr vorfindig. — So hatte der leichtgläubige Bauer für seinen Aberglauben schwer gebüßet.

3. Traurige Folge der Wahrsagerey.

Ein Wagnergeselle, der leider über Ursache und Wirkung in seiner Jugend nicht gut belehrt worden war, und

daher noch fest an Wahrsagerey und Hererey glaubte, wollte gern sein künftiges Schicksal wissen, und wendete sich an eine Zigeunerinn, welche ihm dasselbe gegen gute Bezahlung vorherzusagen sollte.

Diese prophezeete ihm aus der flachen Hand, daß er einst bey einem Meister, der Witwer seyn würde, in Arbeit kommen, daß ihm dieser seine Tochter sammt der Meisterstelle geben, und daß er, so arm er jetzt wäre, ein sehr wohlhabender Mann werden würde. Doch verboth sie ihm, Arbeit bey einem solchen Meister ängstlich zu suchen; das Glück würde ihm schon von selbst kommen.

Diese schöne Zukunft beschäftigte den Gesellen, der von armen Altern und ganz mittellos war, mehrere Jahre hindurch, und er bauete fest darauf, daß ihm einst dieses Glück blühen würde; doch vermied er sorgfältig, absichtlich Arbeit bey einem Meister, der Witwer wäre und eine Tochter hätte, zu suchen, damit nicht hierdurch die frohe Aussicht auf die Meisterstelle vereitelt würde.

Im Jahre 1814 hohlte ihn der Wagnermeister in Langen G* von der Herberge in Wien zur Arbeit. Wie erfreut war der Geselle, als er fand, daß sein Meister ein Witwer war, und Töchter hatte. Nun hielt er schon die Wahrsagung der Zigeunerinn für halb erfüllt, und dachte Tag und Nacht nichts anders, als daß hier der Ort sey, wo er zu seinem Glücke gelangen würde. Vor allem suchte er sich die Zuneigung des Meisters durch Fleiß und gutes Betragen zu erwerben, und dieses gelang ihm; denn der Meister lobte an ihm einen braven Gesellen, mit dem er ganz zufrieden war.

Als der Geselle zwey Jahre bey diesem Meister gearbeitet und bemerkt hatte, daß dieser ihm wohl geneigt wäre, meinte er, daß es Zeit sey, der Prophezeung gemäß um die Tochter und Meisterstelle bey ihm anzuhalten. Aber wie sehr fand er sich in seiner frohen Erwartung getäuscht, als

ihm der Meister in kurzen Worten und alles Ernstes sagte, daß es ihm, da er noch ein rüstiger Mann in besten Jahren wäre, gar nicht in den Sinn kommen könne, seine Meisterstelle unter was immer für Umständen weder an eine seiner Töchter, noch an jemanden andern abzutreten, und daß sich der Geselle gar nie Hoffnung machen dürfe, dieselbe zu erhalten, da der Meister auch einen Sohn habe, der in einigen Jahren heranwachsen, und im Stande seyn würde, nach des Vaters Tod die Meisterstelle zu übernehmen.

Das war ein Donnerschlag für den Gesellen, der schon Jahre lang von nichts als von der Tochter und der Meisterstelle geträumt hatte. Sich auf einmahl um alle die schöne Hoffnung gebracht zu sehen, das war zu unerwartet und zu schmerzlich für ihn. Er schlich wochenlang traurig und niedergeschlagen herum, verfiel in eine Schwermuth, und wurde zuletzt wahnsinnig. Anfangs October 1816 hat man ihn ins Irnhaus nach Wien gebracht. Ich weiß nicht, ob er vom Wahnsinne schon geheilt worden ist. — Wer wird nach so traurigen Beyspielen noch den betrüglischen Wahrsagungen der Zigeunerinnen, Kartenausschlägerinnen u. s. w. Glauben bey messen? —

4. Die grausamen Schatzgräber.

Ein liederlicher Mensch, der aber noch fest an verborgene Schätze und Zaubereyen glaubte, beredete drey Einwohner von Comiso im südlichen Theile von Sicilien, daß in einer Dorfkirche ein Schatz, der Jahrhunderte schon in der Erde vergraben liege, zu erheben sey, durch welchen sie alle zu großen Reichthümern gelangen würden. Leider ist das gemeine Volk in Italien abergläubiger als irgend wo, und der Schatzgräber wußte diese drey Männer durch seine Großsprecherereyen so für seine Unternehmung zu gewinnen, daß sie ihm allen Beystand versprochen und alles herbey zu schaffen sich erbothen, was er nur immer brauche.

Nachdem sie Geld und Geldeswerth zu ihrem verbrecherischen Werke zusammen gebracht hatten, erklärte der Schatzgräber, daß er den Schatz nur zu Tage fördern konnte, wenn an der Stelle, wo der Schatz liegt, ein Menschenopfer den unterirdischen Geistern geschlachtet würde.

Auch zu dieser unmenschlichen That willigten die albernern Bösewichte ein. Sie ergriffen am 21. August 1817 einen sechsjährigen Knaben, und führten ihn unter allerley Schmeicheleyen an den verhängnißvollen Ort. Dort schlachteten die Unmenschen das unschuldige Kind unter allen möglichen Ceremonien, welche sie zu dem glücklichen Ausgange ihres gottlosen Vorhabens für ersprießlich erachteten. Die Bösewichte fanden keinen Schatz an der mit unschuldigem Blute besprizten Stelle; zu spät sahen sie ihr Verbrechen ein; aber die verdiente Strafe ereilte sie, sie büßten ihre Gräueltthat mit dem Tode durch des Scharfrichters Hand.

Sehet Kinder, zu welchen Verbrechen Aberglaube und schnöde Gewinnsucht verleiten können! Danket Gott, daß ihr hierin eines Besseren belehret worden seyd!

Wunderbare Täuschung im Traume.

Herr S* kam während seines Aufenthaltes in Wien, eines Abends nach Hause, und legte sich ruhig schlafen. Als er nach Mitternacht erwachte, fühlte er einen eiskalten Arm neben sich, und der Gedanke, daß er einen neben sich liegenden Todten ergriffen habe, schauderte durch seine Seele. Er springt aus dem Bette, der Arm folgt ihm willig; er thut einen Satz ans Fenster, um den dort lehenden Säbel zu ziehen, und schleuderte mit aller Macht den kalten Arm von sich weg, indem er den Säbel zog, um darauf zu hauen. Durch diesen gewaltsamen Riß fühlte er plötzlich einen Schmerz in dem andern Arme, mit welchem er nicht gezogen hatte, und siehe, der gefürchtete

Todtenarm ist sein eigener, der durch die gedrückte Lage eingeschlafen und eiskalt geworden war.

Diese Thatsache lehrt, wie leicht man im Taumel des Schlafes getäuscht werden kann, und wie sehr man sich hüten müsse, Täuschung für Wahrheit zu nehmen. Durch Täuschung der Sinne bey der Nacht lassen sich die meisten Geistergeschichten erklären. Man glaubt mit Augen zu sehen, was wirklich nicht da ist, und die Phantasie spiegelt uns verschiedene Gestalten vor, die wir wirklich gesehen zu haben behaupten.

Auf eine traurige Art wurde einst mein Freund, der selige Pfarrer in R* getäuscht. Auch er fand neben sich im Bette eine eiskalte Hand. Er wollte aus dem Bette springen, aber er konnte sich nicht heben. Seine Angst vermehrte sich, bis er endlich zum klaren Bewußtseyn kam, und fand, daß die eiskalte Hand seine eigene sey, und alle Empfindungen verloren habe. Der Arme war während des Schlafes auf der linken Seite vom Schlagflusse be- rührt worden.

Menschenrettung.

Welcher Gedanke kann beseligender seyn, als einem Menschen das Leben gerettet zu haben? Und kann man wohl seinem Nebenmenschen einen größeren Dienst erweisen, als ihm das Leben, das kostbarste der Erdengüter, zu erhalten? Geschieht dieser Dienst mit Gefahr des eigenen Lebens, so muß man den Muth, die Seelengröße und Menschenliebe des Retters bewundern. Von solchen edlen Menschenfreunden will ich einige Beispiele anführen, die sich in den letzten Jahren zugetragen haben.

1. Der Gastwirth Krompholz rettet mehrere Menschen aus Wassergefahr.

Am 24. März 1814 Nachmittag um zwey Uhr brach die Eisdecke auf dem Elbe = Strome in der Gegend von

Leutmeritz in Böhmen. Das Wasser schwellte sich, überstieg die Ufer, und hob alle Verbindung der Stadt mit der Festung Theresien-Stadt auf. Dieses Ereigniß lockte viele Neugierige aus Leutmeritz theils in die Nähe des Stromes, theils auf die Brücke, für welche man gar nichts fürchtete, da das Eis ohne bedeutenden Schaden vorüber zu gehen schien.

Doch, ehe man sich versah, häufte sich das Eis an der Brücke, das Wasser stieg immer höher, und gegen sechs Uhr Abends stürzten plötzlich drey steinerne Pfeiler der Brücke, von den anprellenden Eisschollen erschüttert, mit großem Krachen zusammen.

Alle Menschen, die auf der Brücke standen, (ihre Zahl läßt sich nicht bestimmen, aber sie war groß), fanden in den Fluthen ohne Rettung den Tod. Durch die Lücke der Brücke, welche in den Strom gesunken war, wurde das Wasser noch mehr aus den Ufern gedrängt, und verbreitete sich durch alle Tiefen rund herum. Dadurch wurden bey 200 Menschen, die neugierig diesem schrecklichen Schauspiel zusahen, auch von Leutmeritz abgeschnitten. Das Wasser stieg immer höher; diese flüchteten sich an den erhabensten Platz, der nur als der einzige Punkt aus dem unübersehbaren Wasserspiegel hervorragte. Hier wurden sie immer enger zusammen gedrängt, je höher das Wasser anschwell, und sie sahen den augenscheinlichen Tod vor Augen, wenn man ihnen nicht zu Hülfe käme.

Vergebens suchte der Hauptmann Angermayer, der sich unter dieser Zahl befand, mit dem Hauptmann Strach in seinem Wagen durch die Fluthen zu entkommen. Allein der Wagen stürzte, Strach erkrank, und Angermayer hielt sich an ein Pferd fest, welches durchschwamm, und ihn ans Ufer schleppte. So entrann er mit vieler Gefahr dem Tode. Durch diesen erfuhr man in Theresien-Stadt das Schicksal der vom Strome umgebe-

nen, und die Gefahr, in welcher sie schwebten. Man traf sogleich die schleunigsten Anstalten zur Rettung derselben. Aber der brave Leutmeriger Bürger und Gastwirth Krompholz war allen im edlen Rettungsgeschäfte zuvor gekommen. Auf die erste Nachricht von der Gefahr seiner Nebenmenschen hatte er einige Wenige durch Worte und Beyspiel ermuntert, ihn zu unterstützen; und mit diesen wackeren Männern hatte er es gewagt, in einem Nachen durch Eißschollen und Fluthen zu den beängstigten Menschen hinzuschiffen. Er nahm so viele, als der Nachen fassen konnte, auf, und brachte sie glücklich an einen sichern Ort. Er wiederholte diese Fahrt mehrmahls; durch sein Beyspiel ermuntert, waren auch Schiffer nach dem Ort der Gefahr hingerudert, und sie wurden alle, die sich in Wasser noth befanden, von diesen entschlossenen Männern gerettet.

Was für nützliche Lehren wollet ihr, liebe Kinder, aus dieser Rettungsgeschichte ziehen? Was war die Veranlassung, daß so viele Menschen durch den Einsturz der Brücke den Tod fanden, daß so viele vom Wasser umgeben, in große Gefahr kamen? — Die Neugierde war es, welche auch Kinder sehr oft dahin locket, wo sich Erwachsene wegen was immer für eines neuen Ereignisses versammeln, wo Gedränge entsteht, und wo man leicht Schaden nehmen kann. Erwachsene können bey derley Gelegenheiten nicht vorsichtig genug seyn, wie viel mehr müssen Kinder sich davon entfernt halten. — Wie gefällt euch der Gastwirth Krompholz? Seht, was ein entschlossener, muthvoller Mann, von Menschenliebe befeelt, bewirken kann!

2. Ein Soldat rettet ein Frauenzimmer.

Eine Abtheilung von dem zu Mainz als Besatzung gelegenen Osterreichischen Infanterie-Regimente Sordis marschirte am 19. September 1814 durch das Münsterthor auf den Exercier-Platz. In diesem Augenblicke stürzte ein Frauenzimmer von dem sehr hohen Walle der Festung her-

ab in den breiten Wallgraben, der hoch mit Wasser gefüllt war.

Der Hauptmann, welcher die Abtheilung Oesterreicher anführte, sieht es, läßt sogleich Halt machen, und fordert seine Leute auf, die Unglückliche zu retten. Niemand will hervortreten; der Hauptmann wirft seinen Säbel von sich, und sagt: „Wenn niemand die Verunglückte retten will, so stürze ich mich, obwohl des Schwimmens unkundig, ins Wasser: Gott und die gute Absicht werden mir Geschicklichkeit und Kräfte geben!“

In diesem Augenblicke aber tritt ein Gemeiner hervor, wirft Tornister, Gewehr und Bajonett-Niemen von sich, springt ins Wasser, schwimmt nach der Unglücklichen, und erhascht sie beym Kopfe. Er klammert sich an der Mauer des Walles fest, bis andere Leute mit einem Kahne herbey eilen, worein sie die Verunglückte legen. Aber dieses kleine Fahrzeug schlug auf eine Seite, wie man das Frauenzimmer aus dem Wasser in daselbe zog, und einer von denen, die retten wollten, fiel hinaus. Auch diesen hoblte der wackere Soldat glücklich aus dem Wasser, und so kamen alle ans Land.

Man suchte nun das Frauenzimmer wieder von der Betäubung zu sich zu bringen, welches auch gelang. Unterdessen marschirten die Oesterreicher zum Exercieren weiter, und der edle Kitter ging mit seiner durchnäkten Kleidung nach Hause. Unter dem Thore begegnete ihm ein Preussischer Staats-Officier, der von der schönen That gehört hatte, und both ihm ein Goldstück an. Er wollte es durchaus nicht annehmen, und ließ sich nur durch vieles Ditten dazu bewegen. Als man ihn fragte, warum er nicht gleich hervorgetreten wäre, um die Unglückliche zu retten, sagte er: er habe schon zwey Menschen aus den Wasserfluthen gezogen, wäre aber bey dem letzten, den er gerettet, selbst in große Lebensgefahr gekommen, weil sich dieser zu fest

an ihn angeklammert, und ihn dadurch verhindert hätte, in freyer Bewegung zu schwimmen. Dessen ungeachtet ließ er sich nicht abhalten, auch diese That glücklich zu vollenden.

Der Ober-Bürgermeister der Stadt hat sich sogleich nach dem Nahmen des edlen Retters erkundiget, und ihn nach Verdienst belohnt. Sein größter Lohn wird aber immer das Bewußtseyn bleiben: Wie Menschen das Leben gerettet zu haben.

Wer sollte, diesen wackern Mann nicht lieb gewinnen? Ehre und Achtung gebührt auch dem Hauptmanne, der so menschenfreundlich zur Rettung ermunterte. Wie nützlich war es, daß der Retter schwimmen konnte! Wer erkennt nicht den großen Nutzen, den die in Wien und Prag und an andern Orten errichteten Schwimmschulen stiften werden?

5. Ein Holzwächter rettet einen Handwerksburschen.

Ein Handwerksbursche in Wien hatte sich an einem Sonntage Vormittags, es war am 27. November 1814, in einem Wirthshause sehr gütlich gethan, und um ein gutes Glas Wein zu viel getrunken, daß ihm der Kopf wirbelte, und die Knie wankten. Ist so ein Betragen wohl der Feyer des Sonntags angemessen? — So berauscht, schlenderte der Trunkenbold am Ufer der Donau in die Gegend der Spitalau. Der Kopf bekam das Übergewicht, und er stürzte ins Wasser. Das kalte Bad hatte ihm etwas Besinnung wieder gegeben; er wurde einige Klafter weit vom Wasser getragen, bis zu den in der dortigen Gegend angebrachten Uferbeschlägen, wo er sich an einem Beschlagstocke noch fest hielt.

In dem Augenblicke, als er in Gefahr stand, in das Wasser wieder zurück zu fallen, und von demselben fortgerissen zu werden, eilte der in der Au wohnende Holzwächter herbey, sprang in einen Nachen, fuhr auf den

Unglücklichen zu, zog ihn in den Kahn, und rettete ihn glücklich aus der Lebensgefahr.

Wodurch war der Handwerksbursche in dieses Unglück gerathen? Hätte er mit einem mäßigen Frühstücke vorlieb genommen, wäre er wohl in die Donau gestürzt? Was für eine häßliche Sache ist es um das Vollsaufen, und welchen Gefahren setzten sich Trunkenbolde aus! Wie gefällt euch der Holzwächter?

4. Eine Weibsperson wird vom Tode gerettet.

Am 8. April 1815 stürzte eine Weibsperson unweit der Spitalau bey Wien in den Donau-Canal. Als die Unglückliche schon mehrere hundert Schritte vom Wasser fortgetragen worden war, entdeckte sie der in der Nähe befindliche Holzwächter, auf dessen Ruf ein Schiffsknecht und drey Holzscheiber herbey eilten, eilig einen Kahn abhäfteten, damit in die Mitte der Donau nachzufahren, die Unglückliche glücklich erreichten, und an's Land brachten.

Sie war schon ganz ohne Bewußtseyn und scheintodt. Aber hier zeigte sich wieder der bewährte Nutzen der Rettungsanstalten für Scheintodte in Wien. Der herbeugerufene Arzt machte augenblicklich und durch längere Zeit ohne Unterlaß Versuche, sie zum Leben zurück zu bringen. Sie gelangen; die verunglückte Weibsperson kam wieder zum Bewußtseyn, und erhohlte sich so weit, daß sie von dem Orte weggebracht, und bis zur gänzlichen Genesung gepflegt werden konnte.

Dank den Rettern, die sie aus dem Wasser gezogen, Dank dem Arzte, der sie durch fortgesetzte Rettungsversuche wieder ins Leben gebracht hat! Das Bewußtseyn der schönen That wird allen diesen der süßeste Lohn seyn! Dank aber gebührt auch der Oesterreichischen Staatsverwaltung, die durch Errichtung der Rettungsanstalten wohlthätig für die Verunglückten gesorgt hat.

Folg. n des Eigensinnes.

Eigensinn zeigen Leute, welche wollen, daß alles nach ihrem Willen geschehe; sie beharren hartnäckig bey ihren Meinungen und Entschliessungen, wenn man ihnen auch noch so vernünftige Vorstellungen macht; sie lassen sich aus Dros nicht zur besseren Überzeugung bringen, sie fügen sich nie nach dem Willen anderer, wenn es auch vernünftiger und ihnen nützlicher wäre; sie gerathen gleich in üble Laune, und wollen es erzwingen, daß alles nach ihrem Kopfe gehe.

Durch den Eigensinn, der nie vernünftigen Vorstellungen Gehör gibt, auf guten Rath nicht achtet, entsteht gar leicht Streit und Zank, oft auch Schlägerey. Der Eigensinnige schadet sich gewöhnlich selbst, indem er nur seinem eigenen Willen folgt, und das Nützlichere unterläßt, was andere wollen, und ihm rathen. Die Leute scheuen ihn auch, wollen nicht gern mit ihm umgehen, weil sie immer befürchten müssen, daß sie ihm etwas nicht nach seinem Sinne reden und machen, wodurch sie leicht mit ihm in Zwietracht und Zank gerathen können.

Kinder hütet euch vor dem Eigensinne, zu dem viele aus euch sehr geneigt sind; gebet nach, wo es vernünftiger ist, nach fremdem Willen zu handeln. Macht es nicht wie jene zwey Knechte, die in der Vorstadt M ä g l e i n s d o r f am 9. März 1815 mit ihren Wagen einander begegneten. Einer führte Bier, der andere Holz. Beyde Wagen waren schwer beladen. Beyde fuhren in dem nämlichen Geleise einander entgegen. Der angenommenen Regel nach muß der leere oder gering beladene Wagen dem schwereren Fuhrwerke ausweichen. Doch beyde Wagen führten eine gleich schwere Last, und keiner der beyden eigensinnigen Knechte wollte nachgeben. Erst da die Pferde fast an einander stießen, wichen sie unter Zank und Fluch aus dem Geleise, fuhren aber so nahe neben einander vorbey, daß der Knecht des Bierwagens, der nebenher ging, zwischen beyden Wagen ein-

geengt, vom vorderen Rade seines Wagens am Mantel ergriffen, niedergerissen und überfahren wurde. Der rechte Oberarm war jämmerlich zerquetscht. Das hatte er von seinem Eigensinne.

Kinder, was denkt ihr von den beyden Knechten? War es recht, daß jeder eigensinnig den Weg behaupten und dem andern nicht ausweichen wollte? Was thut der Vernünftiger? Merkt euch das Sprichwort: Der Klügere gibt nach!

Mutterliebe.

Kein Gefühl ist stärker als die Liebe, mit welcher Ältern und besonders die Mütter an ihren Kindern hängen, und mit der sie ihnen alles Angenehme zu verschaffen und sie vor aller Gefahr zu bewahren suchen. Die guten Ältern vergessen auf sich selbst, sie dulden Entbehrungen aller Art, sie setzen selbst ihr Leben in Gefahr, wenn es das Wohl ihrer Kinder betrifft. Ist es nicht billig, daß die Kinder ihren Ältern eine solche gränzenlose Liebe, von der sie täglich, ja stündlich so viele Beweise erhalten, durch gleiche Gegenliebe, durch Gehorsam und durch ein unermüdetes Bestreben, ihnen in Allem wohlgefällig zu seyn, dankbar vergelten? Hier folgt ein Beyspiel der Liebe einer Mutter gegen ihr Kind.

Im October 1816 war eine Bauersfrau, Namens *Marsaleau*, in der Gegend von *Ubusson* in Frankreich, auf dem Felde beschäftigt, Erdäpfel aus der Erde zu nehmen. Sie hatte ihr siebenjähriges Kind bey sich, welches in einiger Entfernung von ihr die Erdäpfel in die Säcke gab.

Wie sich die Mutter nach dem Kinde umsaß, erblickte sie zwey Wölfe, welche mit gierigem Rachen auf das wehrlose Kind zuliefen, um es zu ergreifen und zu zerfleischen. Da stürzte die Mutter, uneingedenk der eigenen Gefahr,

den Bestien entgegen, ergriff in Angst und Schrecken einen großen Stein, warf ihn unter gräßlichem Geschrey auf den Wolf, welcher der nächste beym Kinde war, und traf ihn so glücklich auf den Kopf, daß er niederstürzte. Der andere Wolf wagte keinen Angriff mehr, er nahm die Flucht, und kam dem Vater, der auf das Angstgeschrey der Mutter von dem andern Ende des Ackers, mit einem Prügel bewaffnet, herbeygelaufen war, entgegen. Dieser versetzte ihm einen so gewaltigen Schlag, daß er betäubt zur Erde fiel, worauf er ihn vollends todt schlug. Auch der andere Wolf, welcher den Steinwurf bekommen hatte, konnte nicht mehr von der Stelle, und wurde getödtet.

So hatte die heldenmüthige Entschlossenheit der Mutter und des Vaters das Kind von dem gräßlichsten Tode befreuet. Doch die Angst und der Schrecken bey der großen Gefahr hatten die Mutter so angegriffen, daß ihre Verstandeskkräfte zerrüttet wurden. Sie verfiel in einen Wahnsinn, in welchem sie einige Wochen darnach starb.

Hänget euch an keine Wagen an.

Muthwillige Knaben haben die böse Gewohnheit, daß sie sich hinten an Wagen und Schlitten anhängen, sich hinten auf die Kutschen hinaufstellen oder setzen. Sie bedenken nicht, was für ein gefährliches Wagestück sie unternehmen, und wie leicht sie in Schaden kommen können. Lasset euch, liebe Freunde, folgende Unglücks geschichten zur Warnung dienen, daß ihr nicht in eurem Leichtsinne etwas Ähnliches unternehmet.

1. Ein Schuster-Lehrjunge wird von einem Wagen mit fortgeschleppt,

Ein Schuster-Lehrjunge trug in einer Bütte Stiefelhölzer, (es war Anfangs May 1815), in Wien von der Vorstadt in die Stadt. Die Last mochte ihm unbequem gewesen seyn. Ein Fiaker fuhr vorüber, und ließ seine Pferde

anter dem Stadthore langsam gehen. Da war der Junge gleich hinten oben auf dem Wagen, und freute sich, daß er geschwinder in die Bude seines Meisters komme. Schon rollte der Wagen auf dem Kohlmarke; aber der Schatzen des Jungen verrieth dem Kutscher, daß jemand hinten oben stehe. Dieser hieb mit der Peitsche gewaltig zurück, und traf den Jungen derb ins Gesicht.

Der Lehrjunge wollte nun eilig herabsteigen, verfehlte aber, durch die Bürde auf dem Rücken aus dem Gleichgewichte gebracht, den Antritt, kam mit dem Fuße in denselben hinein, stürzte zu Boden, wurde auf dem Steinspflaster eine Strecke von dem Wagen mit fortgeschleppt, und jämmerlich am Kopfe verwundet. Auch der Fuß war erbärmlich gequetscht. Hätte auf das Rufen der Leute der Wagen nicht still gehalten, so würde der Junge noch größeren Schaden genommen, vielleicht sein Leben eingebüßet haben.

Lohnt es sich wohl der Mühe, um kürzere Zeit die Last auf dem Rücken zu haben, ein so gefährliches Wagestück zu unternehmen? Wird den Lehrjungen noch jemahls die Lust angewandelt haben, sich auf einen Wagen hinaufzuschwingen? Was lernet ihr, junge Freunde aus dieser Unglücks Geschichte?

2. Ein Handwerksbursche stürzt von einem Wagen.

Ein Handwerksbursche, der in Wien in Arbeit stand, hatte im Junius 1814 zu Sedlersdorf am Spitz im Wirthshause tüchtig gezecht, und er trat des Abends den Rückweg zu seinem Meister an. Das Gehen wollte ihm nicht behagen; der Kopf war zu schwer, und auch die Füße wankten. Eine Kutsche rollte im raschen Fluge vorüber. Er lief derselben nach, und auf der ersten Donau-Brücke, wo dieselbe langsam fahren mußte, gelang es ihm, sich hinten auf dieselbe hinauf zu schwingen. So fuhr er, hinten auf der Kutsche sitzend, eine gute Strecke Weges

mit fort. Der Schlaf, welcher Berauschte so leicht anwandelt, übermannte ihn, und er schlief ein. Auf einmahl gab der Kutscher den Pferden einen starken Hieb, sie zogen rasch an, der schlafende Handwerksbursche, der ohnedieß mit dem Kopfe immer vorwärts nickte, stürzte hinab, fiel mit der Brust hart auf einen Stein auf, und beschädigte sich so sehr, daß er augenblicklich Blut ausspie, und ohnmächtig dahin sank.

So lag er einige Zeit da, bis nachkommende Reisende ihn mitten auf der Straße im Blute schwimmend fanden. Mit samaritanischer Nächstenliebe brachten sie ihn in das Spital der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt in Wien. Er wurde freundschaftlich aufgenommen, und mit aller ärztlichen Hülfe gepflegt. Aber er hatte sich durch den Fall Blutgefäße beschädiget; er starb nach einigen Wochen, innerhalb welchen er schrecklich Blut ausspie.

• Werdet ihr euch, muthwilligen Knaben, noch einmahl hinten auf die Wagen hinaufsetzen? War dieser Handwerksbursche nicht schwer bestraft für seine Unbesonnenheit? Würde er wohl so unbesonnen gehandelt haben, wenn er nüchtern gewesen wäre? Der Betrunkene ist nie seiner ganz mächtig; hütet euch vor Trunkenheit!

3. Ein Tischler-Lehrjunge verunglückt.

Tischler-, Schlöffer-, Töpfer-Lehrjungen und andere, welche Karren mit Lasten ziehen müssen, haben die Gewohnheit, daß sie an langsam fahrenden Wagen heimlich hinten ihre Karren anhängen, damit diese von dem Wagen mit fort gezogen werden. Wie viele haben schon durch tüchtige Peitschenhiebe von den Knechten diesen ihren Muthwillen gebüffet: und wenn auch eine solche eigenmächtige Bücktigung lieblos ist, so haben doch auch diese Bursche kein Recht, ohne Erlaubniß fremden Zugthieren ihre Last aufzubürden.

Zwey Tischler-Lehrjungen zogen im April 1815 in Wien auf dem Ragensteig über den gähnen Abhang ihren mit schweren Kästen beladenen Karren mühsam hinauf. Sie hohleten einen Wagen, der zwey Klafter Holz führte, ein, und befestigten das Zugband des Karrens hinten an demselben. Nun gieng für sie viel leichter aufwärts, da die Pferde die Last des Karrens mit fortzogen, die sich aber gewaltig anstremmten, weil sie Berg an und noch viel schwerer zu ziehen hatten. Ein Pferd glitschte auf dem schlüpfrigen Wege aus, der Wagen rollte etwas zurück, und die hintere Wagenstange stieß einem Lehrjungen so gewaltig auf die Brust, daß er zusammen stürzte, und Blut zu speyen anfang. Er hatte großen Schaden an der Brust gelitten, von dem er nur mit vieler Mühe durch die Geschicklichkeit der Ärzte hergestellt werden konnte. Doch ist er nicht ganz geheilt, und sein Brustübel macht ihn zu jeder schweren Arbeit unfähig.

Wird dieser Junge nicht tausendmal bereuen, daß er die Mühe, den Karren hinaufzuziehen gescheuet, und sich eben dadurch lebenslänglich unglücklich gemacht hat? Wie wird sein Unglück dem andern Jungen zur Warnung dienen!

Ein muthwilliger und verderblicher Scherz.

In den Vorstädten Wiens gibt es Hütten und Buden, in welchen Schweinsbraten, Würste u. dgl. gekocht, und um einen geringen Preis verkauft werden. Immer steht in derselben ein großer Kessel oder eine Bratschüssel über dem Kohlfeuer mit Fett, in welchem diese Eßwaren kochen, und es fehlt nicht, daß Gäste, Tagelöhner, Packträger, ärmere Reisende, Lohnkutscher u. dgl. sich dabey einfänden, um die Hütte sich herumstellen, und die saftigen Bissen mit gutem Appetite verzehren.

Da gibt es nun auch Buben, welche mit lüsterne Mund den schmackenden Eßern jeden Brocken vom Maule

absehen, und sich glücklich schätzten, wenn ihr trockenes Brot nur mit einem Bißchen Fett geschmalzet würde. Sie wagen sich oft zu der schmierigen Frau, welche die Bratschüssel besorgt, und bitten sie, nur ein Paar Tropfen auf ihr Stückchen Brot träufeln zu lassen, welche oft gutherzig ihnen die Bitte gewährt, oft aber auch mit dem großen hölzernen Kochlöffel ihre Zubringlichkeit abwehrt. Daß sich die losen Buben durch diese Waffe nicht leicht vertreiben lassen, bald im Ernste, bald im Scherze ihre zubringlichen Bitten unaufhörlich wiederhohlen, oft heimlich kan die Schüssel sich hinschleichen, ihr Brot mit Gewalt eintunken; bey gelungenem Wagestücke die schmollende Frau verlachen, und sie auf alle Art necken, habe ich leider selbst gesehen, und bedauert, daß so manche Kinder armer Altern müßig auf der Gasse herumlaufen, und durch Langweile zu allerley Muthwillen und Bubenstreichen verleitet werden.

Ärger als jemahls trieben vier Buben ihre Neckereyen mit einem fünfzehnjährigen Mädchen, das in der Vorstadt *Wieden* in *Wien* statt ihrer Mutter das Geschäft bey der vollen Bratschüssel besorgte. Wenn ein Bube sein Stück Brot listiger Weise in das Fett getaucht hatte, so lachten die andern aus vollem Halse, und warteten wieder den Augenblick ab, bis ein Zweyter sich schalkhaft hinschleichen, und zu der Schüssel langen konnte. Das Mädchen wurde obendrein verhöhnt, und auf alle Art zum Zorne gereizt.

Sie wollte sich Ruhe schaffen; sie that es, aber leider, auf eine sehr unbesonnene Art. Als sich die Knaben wieder näherten, schöpfte sie einen vollen Löffel siedendes Fett aus der Schüssel, und schnellte es über die Buben hin. Alle wurden mehr oder weniger getroffen, einer aber sehr übel zugerichtet. Die Ladung ging ihm ins Gesicht, verbrannte ihm die Haut, und beschädigte ihm ein Auge so sehr, daß er auf demselben blind wurde. Auch das andere Auge hatte Schaden gelitten.

Was lernet ihr, liebe Kinder, aus dieser Geschichte, die sich im Junius 1815 in Wien zugetragen hat? Gefällt euch das Betragen der Buben? Ist es wohl recht, heimlich wegzunehmen, und noch obendrein jene zu verlachen, die man hintergangen hat? Hat aber auch das Mädchen vernünftig gehandelt? Hätte es kein anderes Mittel finden können, sich Ruhe vor den Buben zu verschaffen? Ist es nicht sehr sträflich, so unbesonnen andere zu beschuldigen? Sehet, zu was der Müßiggang die Buben, und der Zorn das Mädchen verleitet hat. Hüthet euch vor beyden!

Verzeihung ist schöner als Rache.

Die Höckerweiber in Wien, welche Obst, Zugemüse, Kastanien u. dgl. verkaufen, haben den Ruf, daß sie roh, zänkisch und rachgierig sind. Die geringste Beleidigung rächen sie auf eine lärmende Art durch einen Schwall der unflätigsten Schimpf- und Fluchwörter, und nicht selten schlagen sie mit der Hand darein. Der Klügere vermeidet jede Veranlassung, mit ihnen in Zank zu gerathen, und hat Mitleiden mit ihnen, daß sie in solcher Rohheit und Ungezogenheit aufgewachsen sind; aber desto öfter geschieht es, daß sie unter sich in Zank und Streit gerathen, wo sie wüthend über einander herfallen, und nicht selten mit Haarrissen und Faustschlägen den Zank enden.

Ich rathe euch, liebe Freunde, wenn ihr durch Zufall zu einem solchen Austritte kommt, euch gleich davon zu entfernen. Eure Ohren werden verunreiniget durch alle die ungeziemenden Worte, welche sie in ihrem Zorne ausstoßen. Bedauert die Unglücklichen, die sich nicht selbst beherrschen, ihrer Leidenschaft und ihrer Zunge nicht gebiethen können. Ahmet nicht jene muthwilligen Buben nach, die durch allerley Neckereyen den Zorn der Weiber reizen, und sich dann durch die Flucht retten, wenn diese am wüthendsten sind.

Daß man nicht leicht unbeleidigt von denselben davon kommt, lehrt nachfolgende Thatsache.

Eine Frau hatte im November 1814 bey einem Höckerweibe Obst gekauft. Diese gab ihr betrügllicher Weise gefaulte Äpfel unter die guten. Die Frau legte sie zurück, und wollte sie gegen unverdorrene austauschen. Das ließ nun das Höckerweib nicht angehen; aber die Frau bestand darauf, entweder ihr Geld oder gute Waare für dasselbe zu haben. Es entspann sich ein Zank, durch welchen das Weib ganz erboßt wurde, und sich so weit vergaß, daß sie der Frau, ohne daß diese sich versah, eine derbe Ohrfeige gab. Hätte diese Gleiches mit Gleichem vergolten, welcher Kaufhandel wäre entstanden?

Die gekränkte Frau war klüger, und suchte bey der Polizeywache Schutz gegen die Beleidigungen des ergrimnten Höckerweibes. Man brachte die Obstverkäuferinn vor Gericht, und es wurde ihr eine derbe Züchtigung als gerechte Strafe ihres unbändigen und zornmüthigen Betragens zuerkannt. Aber eben als die böse Frau bestraft werden sollte, hatte ihr die Beleidigte schon ganz verziehen, und bath für sie um Nachsicht der Strafe, weil die Thäterinn Mutter eines säugenden Kindes war, und erwirkte durch ihr edles und versöhnliches Benehmen Milderung der verdienten Strafe.

Welch eine schöne Lehre gab euch, liebe Freunde, diese gute Frau! Gehet hin und thut desgleichen.

Edelmüthige Wohlthätigkeit.

Bey dem Rückmarsche von dem siegreichen Feldzuge im Jahre 1814 kam das k. k. Infanterie-Regiment Chasteler in dem Städtchen F* ins Quartier, und mehrere Soldaten fanden sich des Abends in dem Wirthshause ein. Da kam der Wirth im Gespräche mit seinen Gästen auf eine arme Familie des Ortes zu sprechen, welche durch die

Kriegsumstände und allerley unverschuldete Unglücksfälle sehr weit herabgekommen war, und nun in größter Armut schmachete. Er erzählte, daß sie von mehreren Leuten Geld ausgeborgt, und auch ihm 58 Gulden schuldig sey, welche Summe sie schwer werde zurückbezahlen können. „Jedermann hat bey diesen schweren Zeiten sein Geld nöthig,“ setzte der Wirth hinzu, „ich werde Gewalt brauchen, und ihr gerichtlich die Hauseinrichtung verpfänden lassen, um nur etwas zu erhalten; sonst käme mir ein anderer zuvor, und ich würde mit der leeren Nase abziehen müssen.“ Die Gäste fanden dieses Verfahren hart; der Wirth aber, ein geistiger und hartherziger Mann, widersprach ihnen mit der Bemerkung, daß man bey den jetzigen schweren Zeiten auf jeden Häller sehen müsse, und wenn er auch nur einen Theil der Schuld bekäme, es doch besser sey, etwas als gar nichts zu erhalten.

Diesem Gespräche hörte ein Soldat, ein gemeiner Mann vom Regimente Chasteler, der bey einem Nebentische saß, aufmerksam zu. Er gerieth in gerechten Unwillen über den Wirth, welcher ziemlich wohlhabend zu seyn schien, daß er wegen einer nicht beträchtlichen Summe eine arme Familie so tief kränken, und auch um das wenige Eigenthum bringen wollte, was sie noch besaß, und bloß aus dem Grunde, weil er befürchtete, ein anderer möchte eben so hartherzig als er seyn, und ihm in diesem lieblosen Verfahren zuvor kommen. Des braven Kriegers Herz war im Mord- und Schlachtgetümmel nicht verhärtet, es stand dem Mitleid offen. Gewohnt an Noth und Elend, fühlte er die drückende Lage der armen Familie, und beschloß, sie wenigstens von einem hartherzigen Gläubiger zu befreien.

Er both sich an, dem Wirth die Schuldforderung abzukaufen. Dieser hielt es für Scherz; da aber der Soldat ernstlich darauf bestand, wurde man um die Hälfte des

Werthes eintg, und der Soldat erhielt die Schuldforderung von 58 Gulden um 29. Niemand konnte die Absicht des Soldaten errathen; aber jedem war es auffallend, daß er bares Geld, das die Soldaten doch nothwendig brauchen, für eine Schuldforderung gebe, bey welcher mehr zu verlieren als zu gewinnen wäre.

Doch der Soldat hatte edler gedacht. Er leerte nach geschlossenem Kaufe sein Glas, und verfügte sich in die ärmliche Wohnstube der unglücklichen Familie. Da traf er einen hageren Mann, dem man Noth und Elend im Gesichte lesen konnte, umgeben von seinen fünf Kindern an, die noch um Brot batthen, welche aber der Vater mit Thränen im Auge dadurch beruhigte, daß er ihnen sagte, er hätte des andern Tags früh einige Groschen einzunehmen, um welche er hinlänglich Brot für alle kaufen würde. Die Mutter saß in einem Winkel, und häufige Thränen rollten über ihre blassen Wangen herab.

Dem Soldaten brach das Herz. Mit einer Thräne des innigsten Mitleids im Auge reichte er dem Vater die Hand, und sprach ihm Trost zu. „Ich habe euch, gute Leute,“ sagte er, „die ihr ohne Verschulden arm geworden seyd, von einem unbarmherzigen Gläubiger befrehet, und diese Schuldforderung, käuflich an mich gebracht. Die Schuld ist getilgt.“ Mit diesen Worten zerriß er die Schuldforderung, und gab sie dem Vater zurück. „Vielleicht wirkt mein Beyspiel auch auf eure andern Gläubiger, und sie nachsichtiger mit euch umgehen.“

Die Leute konnten im ersten Augenblicke die edle Handlungsweise des Soldaten gar nicht begreifen, da er ihnen aber den ganzen Vorfall im Wirthshause erzählt hatte, konnten sie nicht genug Worte des Dankes finden.

Dem wackeren Krieger entfielen Thränen der innigsten Rührung, als die Kinder seine Knie umfaßten, und ihren Dank stammelten. „Heute sollet ihr,“ sprach er tief be-

weg, „einen recht vergnügten Abend haben.“ Er warf einen Thaler auf den Tisch hin. „Besorget für euch ein gutes Abendessen,“ sagte er, und wischte zur Thür hinaus. Die guten Leute folgten ihm; er aber verbath sich allen weiteren Dank.

Nur mit Mühe konnte der Familienvater den Namen dieses großmüthigen Menschenfreundes, dem er auf dem Fuße gefolgt war, erfahren. Doch verboth dieser, ihn öffentlich zu nennen. Und um die Herzensgüte und Bescheidenheit dieses fürwahr seltenen Mannes nicht zu beleidigen, hat er auch nie den Namen des wackeren Kriegers genannt.

Diese wahre Geschichte ist werth, liebe Freunde, daß wir länger bey derselben verweilen. — Seyd ihr mit der Denkungsart des Wirthes zufrieden? Warum nicht? Ist das Nächstenliebe, eine arme, verunglückte Familie wegen eines Cümmchen Geldes, das der Wirth noch länger entbehren konnte, in die größte Verlegenheit zu bringen! Was würde jeder andere menschenfreundliche Gläubiger gethan haben? —

Wie gefällt euch hingegen der wackere Soldat? War er so wohlhabend als der Wirth? Gewiß nicht, er brauchte sein Geld nothwendiger zur besseren Pflege auf dem beschwerlichen Marsche, und doch war er so wohlthätig. Aber er hatte Noth und Elend erfahren, deswegen war er so theilnehmend an dem Leiden anderer.

So edel die seltene Handlung des Soldaten war, so sehr hat er den Werth derselben durch Bescheidenheit erhöht, da er sich verbethen hat, seinen Namen zu nennen. Vernet aber auch, liebe Freunde, die ihr durch Geburt und Glücksumstände über andere erhaben zu seyn wähnet, den gemeinen Mann in seinen edlen und großherzigen Handlungen ehren. Der Adel des Herzens, den jeder, auch der Armste erlangen kann, ist für dem Besten beseligender und

für die Nebenmenschen beglückender, als äußerer Rang, Reichthümer und hohe Geburt.

Folgen der Trunkenheit in mehreren Beyspielen.

1. Ein Trunkenbold stirbt an Wöllerey.

In den Weihnachts-Feyertagen 1814 tranken mehrere Handwerksbursche in Wien früh Morgens mit einander Brantwein in einer Schenke. War eine solche Belustigung der Feyer des hohen Festes wohl angemessen? — In ihrer Gesellschaft befand sich auch der Geselle B*, etwa dreyßig Jahre alt, und sonst ein ordentlicher Arbeiter in seinem Fache. Von acht bis zehn Uhr hatte schon das Trinkgelage gedauert, und es schwindelten Vielen die Köpfe. Der Geselle B* war der wackerste Zecher, und um alle davon zu überzeugen, verschluckte er zum Magenschlusse, wie er es nannte, ein Seidel bitteren Brantwein auf einen Trunk.

Das war ein für allemahl weit zu viel. Der Säufer sank gleich darauf zusammen, konnte sich kaum von der Stelle bewegen, und mußte zu Bette gebracht werden. Um Mitternacht desselben Tages starb der Unglückliche am Schlagflusse; alle ärztliche Hülfe war fruchtlos.

Ist es wohl vernünftig, es andern an Wöllerey muthwilliger Weise bevorzuthun? Seht, wie hart dieser Trunkenbold dafür gestraft worden ist! Die Thiere fressen und saufen selten mehr, als ihnen dienlich ist, und der Mensch überfüllt sich so oft. Wie würdiget er sich unter das liebe Vieh herab! Können andere gegen einen Wollsäufer Achtung haben?

2. Ein Fuhrmann zieht sich durch Brantweintrinken den Tod zu.

Ein Böhmischer Fuhrmann war einem bekannten Fuhrknechte, welcher in vollen Fässern Brantwein nach Wien führte, auf der Straße zwischen Langen-Engersdorf

und Korneuburg begegnet. Nach einem freundlichen Bewillkommen wurde dem Einen Branntwein aus dem Fasse angeboten, und ein Röhrchen in die obere Öffnung gesteckt. Der Fuhrmann verschluckte den Branntwein in großen Zügen; es war die feurigste Gattung. Als sie von einander schieden, legte sich der Fuhrmann, von dem geistigen Getränke betäubt, auf den leeren Wagen, und ließ die Pferde auf der geraden Straße langsam fortgehen.

Doch der zu viel genossene starke Branntwein entzündete sich in ihm, und raubte ihm alles Bewußtseyn. Ein blauer Dampf ging aus seinem aufgesperrten Munde, und weißer Schaum quoll heraus. Todtenblässe hatte sich über sein ganzes Gesicht verbreitet. Einem Sterbenden ähnlich, lag er auf dem Wagen, als die Pferde mit demselben in Korneuburg ankamen, und auf dem Plage stehen blieben. Der Arzt wendete schnell Gegenmittel an, aber sie fruchteten nichts; der Fuhrmann starb zwey Stunden darauf, ohne daß er wieder zum Bewußtseyn gekommen wäre.

Ich fürchte zwar nicht, liebe Leser, daß einer von euch seine Gesundheit, wie dieser Fuhrmann, durch Unmäßigkeit im Branntwein-Trinken zerstören werde. Aber ihr müßet euch gänzlich von diesen geistigen Getränken, von Liqueur, Rosoglio, Rum, Arrak, Slibowizer u. dgl. enthalten. Jeder Tropfen ist euch schädlich, und mehrere derselben werden Gift für euch, das zwar nicht schnell, aber langsam tödtet. Nicht einmahl Wein ist euch zuträglich. Klars Brunnen- und Quellenwasser ist das beste und gesundeste Getränk für Kinder.

3. Der Sohn eines Uhrmachers erfriert im Rausche.

Am 7. Februar 1812 ging der Sohn des Uhrmachers Wendel aus Pirna in Sachsen nach Mucketal. Den Tag über war viel Schnee gefallen, und der junge Mann hatte sich in der Schenke bey dem Branntweine sehr wohl geschehen lassen. Es war schon völlig dunkel, als er

sich auf den Weg nach Hause machte, und der Branntweingeist war ihm in den Kopf gestiegen. Er kletterte den Berg hinan, über welchen sein Weg ging; ohne die Bahn im Schnee zu beachten, verirrte er sich auf dem Gipfel des Berges, und stürzte von einer Felsenwand herab. Zum Glück that er sich nicht viel Schaden, weil er auf einen mit Schnee bedeckten Absatz des Felsen gefallen war.

Zwey Männer und eine Frau, welche sich in dem Augenblicke unter ihm befanden, riefen ihm zu, still zu stehen, weil er sonst noch tiefer fallen, und ein noch größeres Unglück haben könnte. Mit vieler Mühe arbeiteten sich diese menschenfreundlichen Leute durch den Schnee zu ihm hinauf, und führten ihn vorsichtig den Weg herunter. Da diese guten Menschen sahen, daß *Vendel* betrunken war, wollten sie ihn mit sich nehmen, und sicher nach Hause geleiten, damit ihm kein Unglück mehr begegnen könnte. Aber der Kausch hatte *Vendel*n eigensinnig gemacht; er achtete des guten Rathes nicht, riss sich von seinen dienstfertigen Begleitern los, und wandte wieder in die Schenke zurück.

Dort machte er einen gewaltigen Lärm, und trieb allerlei Ungezogenheiten. Der erlittene Fall hatte den *Berauschten* nicht besonnener gemacht. Der Wirth, um sich und den Gästen Ruhe zu verschaffen, sperrte den unbändigen *Erunkenbold* in die Scheuer. Das war gar nicht gut gethan. Der Wirth hätte bedenken sollen, daß *Vendel* betrunken, vom Schnee ganz durchnäßt war, wo er bey dem nächtlichen Froste in der Scheuer leicht Schaden nehmen könnte. Hätte er ihn doch in ein Strohlager auf ein warmes Zimmer gebracht, gewiß wäre *Vendel*, vom Branntweine betäubt, bald eingeschlafen.

Am folgenden Morgen um neun Uhr, als man sich nach ihm in der Scheuer umsah, fand man ihn schon sterbend, und um zehn Uhr war kein Leben mehr an ihm. Er war ganz starr und erfroren. Die Ärzte wurden gerufen,

und wandten alle Hülfen an, aber umsonst. Die Stiefeln und Bekleider waren an den Leib angefroren, und zwischen Hemde und Brust steckte noch Schnee. So endete ein Jüngling, der die Stütze seiner grauen Ältern seyn sollte, leider! durch Brantwein betäubt, sein blühendes Leben.

Wie unähnlich sind die in dieser Erzählung handelnden Personen! Bendl verdient unser Mitleid; durch Hang zum Vollsaufen hat er sich ganz unglücklich gemacht! Wie viel menschenfreundlicher als der Wirth haben die guten Leute gehandelt, die den Betrunknen vor einem unglücklicheren Falle bewahret haben, und ihn sicher nach Hause geleiten wollten! Es wäre wohl die Pflicht des Wirthes gewesen, der aus Gewinnsucht dem unbesonnenen Jüngling bis zur betäubenden Trunkenheit Brantwein vorsezte, den Berauschten vor allen Schaden zu verwahren, und aus Unbesonnenheit und Hartherzigkeit hat er ihn an einen Ort gesperrt, wo er so leicht Schaden nehmen konnte!

4. Ein Betrunkener wird vom Schläge berührt.

Ein Mann, bey 60 Jahre alt, wurde in der Faschingszeit, (es war am 4. Februar 1815), Abends um 10 Uhr am Lichtnsteig in Wien äußerst betrunken, mitten im Wege liegend gefunden, und daher, weil man weder Nahmen noch Stand von ihm erfahren konnte, auf die Polizey-Wachstube gebracht, daß er da ausnüchtere.

Überhaupt hat die Sicherheits-Wache, in Wien ein aufmerksames Auge auf die Betrunknen, daß sie in diesem Zustande der thierischen Sinnenlosigkeit weder sich noch andern Schaden thun können. Rauschige, wenn sie auf Straßen lärmten, Unruhe stiften, Zank anfangen und Unfug treiben, werden nachdrücklich zur Ruhe verwiesen, nöthigen Falls auch auf die Wachstube gebracht, wo sie ihren Rausch ausschleffen können, und dann werden sie mit einem

nachdrücklichen Verweise entlassen. Andere betrunkene Leute, welche der Weingeist so betäubt hat, daß die Füße sie nicht mehr tragen können, oder daß sie ihre Wohnung nicht finden; Trunkenbolde, die auf den Straßen nicht selten sitzen oder liegen bleiben, welche der Schlaf da überfällt, und die daher in Gefahr kommen, bestohlen, übergefahren und niedgeritten zu werden, oder durch die nächtliche Kälte an der Gesundheit Schaden zu nehmen, werden in Schutz und Verwahrung genommen, nach Hause begleitet u. s. w. Dieses ist eine große Wohlthat für diese Leute, welche ihre Trinklust nicht mäßigen können.

Dieser alte Mann, den man von geistigen Getränken ganz betäubt gefunden, und der noch eine Flasche mit derley Getränk wohl verwahrt bey sich führte, war des folgenden Morgens, als er geweckt wurde, ganz sprachlos, jedoch noch am Leben. Man rief den Wundarzt herbey, und dieser erklärte, daß der Betrunkene vom Schlagflusse berührt worden sey. Man traf Anstalt, ihn in das allgemeine Krankenhaus zu bringen, um seiner zu pflegen; doch der Schlagfluß wiederholte sich, und der Mann verschied ungeachtet aller angewandten Hülfe. Was mag wohl seinen gähnen Tod befördert haben?

5. Eine Betrunkene stirbt jählings.

Eine Höckerfrau, die in der Branntwein-Schenke wacker gezecht hatte, kam in die Spezerey-Handlung an der Ecke des Hohenmarkts in Wien, um sich ein Loth Kaffeh zu kaufen, und mit diesem Getränke den Weingeist zu dämpfen. Schon beym Eintritte in die Bude taumelte sie von einer Ecke in die andere, fiel auf einen Ballen im Winkel hin, und gab von sich, was sie zu viel genommen hatte. So weit würdiget sich der Mensch herab, wenn er sich durch Trinklust in einen solchen Zustand versetzt. —

Allen ekelte vor dem unsaubern Weibe, und man ließ

ſie durch die Polizey-Wache in Verwahrung bringen, damit ſie ſich von ihrer Uebelkeit erhohlen und ihren Kauf ohne äußere Gefahr verdünſten könnte. Doch die Unglückliche wurde augenblicklich vom Schlagfluſſe berührt, und ſtarb eines gähen Todes. Alle ärztliche Hülfe war vergebens. Während des Kaufes ward ſie eine Leiche.

Sollten dertley Unglücksgeſchichten, die ſich nur zu oft zutragen, jene nicht warnen, die ihr größtes Vergnügen im Weinbruge oder in der Branntweinflaſche ſuchen.

6. Ein Betrunkener fällt in die Donau.

Ein Fuhrknecht war in den erſten Tagen des Monats Junius 1815 mit einigen ſeiner Kameraden in den Prater ſpazieren gegangen, und dieſe hatten ihrer Gewohnheit nach in mehreren Wirthshäuſern tapfer gezecht. Auf dem Rückwege kehrten ſie nochmahl in einer Schenke in der Jägerzeile ein, und tranken wieder ſo wacker darauf, daß alle ſtark berauscht wurden. Dann trennten ſie ſich, und jeder ging einzeln ſeinen Weg.

Einer derſelben wankte hin und her, kam zu einem Grasplatz, fiel nieder, blieb liegen, und ſchlieſ da ein. In deſſen war es eitel Nacht geworden. Der Betrunkene erwachte, und wollte nach Hauſe gehen. Aber in Finſtern und in ſeiner Betäubung wußte er nicht, wo er ſich befände. Er ging alſo aufs Gerade wohl, fort, und fiel, ohne daß er ſich verſah, rückwärts des Kaffe-Hauſes, zum Jüngling genannt, in die Donau. Eine Polizey-Wache ſtreifte eben an den Ufern des Stromes herum, hörte ihn im Waſſer plätſchern, und mit einem gräßlichen Angſtgeſchrey um Hülfe rufen. Sie ſprang in einen Fiſcherkahn, ruderte auf ihn zu, und brachte ihn glücklich ans Ufer. Er war vor Schrecken ganz von Sinnen, und wurde ins Spital zu den barmherzigen Brüdern gebracht, wo er ſich durch ärztliche Hülfe wieder erhohlte. Als er wieder geſeſen

war, erzählte er mit vieler Reue und andern zur Warnung diese seine Unglücksgeschichte.

Eine Wohlthat, zu der sich oft Gelegenheit darbietet.

Ein alter Invalide in Wien ging im Februar 1815 mit seinem Topfe, in welchem er sich die von den Gästen übrig gebliebenen Brocken um seine wenigen Kreuzer in dem Gasthose zum Schwan in Wien gehohlet hatte, über die Stiege, welche von der Seilerstadt auf die Bastey führt. Er glitschte von einer Stufe ab, und schlug den Topf so gewaltig an die Mauer, daß er zerbrach, und die dicke Brühe durch das Tuch floß, in welches er ihn gebunden hatte.

Mehrere Knaben waren eben dort auf dem Wege in die Schule, und sahen den Unfall, der dem armen Manne begegnet war. Einige lachten, andere sahen den Invaliden schadenfroh und höhnisch an. Nur zweyen derselben konnte man's im Gesichte lesen, daß sie mit dem armen Manne Mitleiden hatten. Sie blieben hinter den andern zurück, griffen in die Tasche, und gaben ihre ganze Barschaft dem Manne mit den Worten hin: „Lieber Alter! hier hat er einige Groschen; sie werden hinreichen, daß er sich einen Topf kaufen, und denselben neu füllen lassen kann.“ Der alte Invalide dankte den beyden guten Kindern mit einem herzlichen Händedrucke, indem eine sichte Thräne ihm im Auge stand. Die beyden Knaben aber gingen frohen Muthes mit dem guten Bewußtseyn, wohlthätig gehandelt zu haben, in die Schule.

Wie gefallen euch, liebe Freunde, diese beyden Knaben? Was haltet ihr von den andern, welche den Invaliden verlacht und verhöhnt haben? Welchen wölet ihr nachahmen?

Vorsicht bey dem Wasserfahren.

1. Sächsishe Freywillige verunglücken.

Am 12. Aprill 1814 wurde ein Theil des Sächsischen Banners, jener edlen Jünglinge und Männer, welche freywillig die Waffen gegen den Unterdrücker Deutschlands ergriffen hatten, bey Miltenberg in zwey Fähren über den Main gesetzt. Die erste Fährre war glücklich am jenseitigen Ufer mit der Mannschaft gelandet. Auf der zweyten befanden sich 75 Personen, Freywillige und Schiffer. Glücklich ging die eben nicht gefährliche Fahrt, als schon nahe am Anlandungsplaze einer der Überfahrenden, man weiß nicht wie, vom Rande der Fährre ins Wasser fiel.

Auf seinen Ruf um Hülfe liefen alle auf die Seite der Fährre hin, wo er im Wasser plätscherte, und drängten sich dicht an einander, wodurch das Fahrzeug sehr schwankte, und in Gefahr gerieth, umzustürzen. Die Schiffer, welche die Gefahr kannten, riefen eben so schnell die Neugierigen auf die andere Seite zurück, um das Gleichgewicht auf der Fährre herzustellen. Aber eben jetzt eilten wieder alle auf den entgegengesetzten Punct zusammen, wodurch die Fährre auf dieser Seite das Übergewicht bekam und umstürzte, so daß alle und alles, was sich auf dem Fahrzeuge befand, ins Wasser fiel, und zwar an einem Orte, wo der Strom noch sehr tief war. Die Fährre hatte alle die Unglücklichen bedeckt; einer hatte sich an den andern geklammert, keiner war vermögend um Hülfe zu rufen: und so nahe sie auch schon dem Ufer waren, so hatte es doch bey den hohen Fluthen des angeschwollenen Stromes nur Wenigen geglückt, das Land zu erreichen. Die Übrigen waren ohne Rettung verloren.

Von den 75 Überfahrenden wurden nur 13 gerettet; 9 todte Körper wurden aufgefangen und ans Ufer gebracht, die übrigen hatte der Strom verschlungen; and obwohl eine

Menge Nachen zur Rettung der Verunglückten den ganzen Tag hindurch den Strom nach allen Seiten befuhren, so konnte man sie doch nirgends auffinden. Erst nach einigen Tagen wurden die Leichname an verschiedenen Plätzen vom Strome ausgeworfen. Selbst von jenen, welche nur wenige Minuten im Wasser gelegen hatten, konnte keiner durch alle angewandte Rettungsmittel wieder ins Leben gebracht werden.

Schrecken und Trauer verbreitete dieser Unglücksfall in die nahen und entfernten Gegenden. Wie viele Ältern, wie viele Brüder und Schwestern, wie viele Kinder und Gattinnen beweinten trostlos den Tod der Ihrigen, die von ihnen mit der Hoffnung, treue Dienste dem geretteten Vaterlande zu leisten, unter tausend herzlichem Segnungen geschieden waren.

Was war nun die Ursache dieses schrecklichen Unglücks? Die Neugierde, liebe Kinder. — Gewiß sind die Wenigsten an den Ort, wo der Mann ins Wasser gefallen war, in der Absicht hingeeilet, um ihn zu retten, sondern nur um zu sehen, was da geschehen ist; und gewöhnlich dränget sich alles dorthin zusammen, wo man mehrere hinzu eilen, oder beisammen stehen sieht. Die zweyte Ursache war Unbesonnenheit in Vermeidung der Gefahr. Da alle die Gefahr durch Überladung auf der einen Seite sahen, so wollten alle zugleich derselben ausweichen, und indem sie alle unbedächtlich auf die entgegengesetzte Seite liefen, bereiteten sie sich selbst das Unglück.

Wie gut ist es, liebe Kinder, wenn man sich durch keine Gefahr aus der Fassung bringen läßt, und allemahl mit kaltem Blute handelt. Doch nicht allen ist dieses gegeben. Ein gutes Gewissen, von Jugend auf angewohnte Bedächtlichkeit in allen Handlungen und Zufällen, und richtige Schätzung der Gefahr sind Mittel, sich am leichtesten aus derselben zu ziehen, oder sie abzuwenden.

2. Ein Schiff mit Wallfahrtern verunglückt.

Mehrere Einwohner des kleinen Dorfes Böggstein in der Schweiz wallfahreteten in der Mitte des Monats May 1814 zu dem Muttergottes-Bilde auf den Acherberg, und statteten dort dem allmächtigen Gott ihren Dank ab, daß er sie während der schweren Kriegszeit vor Krankheit, Feindesgefahr und andern Unglücksfällen beschützt hatte, mit welchen Drangsalen viele andere Dörfer und Städte heimgesucht wurden. Unter der Schar der frommen Waller befanden sich viele junge Leute; der ehemalige Sanct Blasische Propst, Herr Schmidt begleitete sie.

Auf ihrem Wege mußten sie in Schiffen über den Fluß Aar setzen. Die Hinüberfahrt ging glücklich. Als sie aber auf dem Rückwege zum Flusse kamen, drängten sich wider den Willen der Schiffer zu viele in das alte, gebrechliche Schiff, und beschwerten es so sehr, daß es sehr tief im Wasser ging. Als es mitten auf dem Wasser war, widerstand es der Last nicht mehr; es fiel auseinander, und alle Leute auf dem Schiffe, über dreißig an der Zahl, wurden in den Fluthen begraben.

Der menschenfreundliche Propst, der vor der Abfahrt des Schiffes in einem kleinen Nachen sich über den Fluß setzen ließ, hatte schon das jenseitige Ufer erreicht, als er hinter sich das Jammergeschrey der Verunglückten und das Rufen um Hülfe hörte. Er ließ so gleich umwenden, und auf dieselben zusteuern, um wenigstens einige derselben zu retten, welches ihm auch gelang. Aber kaum hatte er vier derselben ins Schifflein aufgenommen, (mehrere konnte dasselbe nicht fassen), und wollte gegen das Ufer hinfahren, als so viele der Schwimmenden in der Todesangst den kleinen Nachen umklammerten, daß er umgeworfen wurde, und die schon Geretteten mit dem menschenfreundlichen Propste ohne alle Hülfe ertranken. Auch ein anderer Kahn ließ vom

Ufer zur Rettung der Verunglückten ab, und man war so glücklich, einige derselben aus den Fluthen ins Schiffehen zu bringen. Aber auch an diesem hielten sich, in der Hoffnung einer Rettung mehrere der Verunglückten fest, daß es umschlug, und die Geretteten sammt den Schiffern im Wasser den Tod fanden. Die Zahl der ertrunkenen belief sich auf 40. Personen. Es war kein Haus in dem kleinen Dorfe Böckstein, welches nicht jemanden von seinen Verwundten und Bewohnern zu beklagen hatte. Es läßt sich nicht beschreiben, in welche Trauer das friedliche Dörfchen durch diesen schrecklichen Unglücksfall versetzt worden war.

Wodurch ist das so große Unglück herbey geführt worden? Wäre das Schiff wohl gebrochen, wenn sich nicht so viele hinein gedrängt hätten? Wie schwer haben alle jene ihre Ungeduld büßen müssen, die bis zur zweyten Überfahrt nicht warten wollten! War es aber vorzüglich gehandelt, daß die Schiffer ein altes, gebrechliches Schiff zur Überfahrt gebrauchten? — Was haltet ihr, liebe Freunde, von dem menschenfreundlichen Propste, der in dem edlen Geschäfte der Menschenrettung den Tod fand? Hätten doch die Unglücklichen gezügert, bis er die Geretteten ans Land gebracht, und bis man in einer zweyten und dritten Fahrt auch sie hätte retten können! Gewiß wären mehrere derselben dadurch dem Tode entgangen!

3. Ein kleines Schiff schlägt um.

Wie unvorsichtig selbst Schiffer handeln, welche die Gefahr auf dem Wasser doch am meisten kennen sollten, lehrt nachfolgende Unglücksgeschichte. Ein Schiffer, welcher die Leute über die Werra bey Oberrieden im Königreiche Hannover gewöhnlich führte, ward von dem Wirthe in diesem Orte am 17. März 1815 geberthen, zwey Fässer Bier von dem gegenüber liegenden Dorfe Wahlhausen für ihn zu hohlen, und über das Wasser zu bringen. Be-

reits waren sieben Personen zur Ueberfahrt im Schiffchen, und sie äußerten ihr Bedenken, daß sie mit den zwey Fößern wohl eine zu schwere Last für das kleine Fahrzeug seyn dürften. Der Schiffer vermeinte es, und sagte, daß er es wohl besser verstehen müßte, lud noch, obwohl es ihm allewiderriethen, mehrere Säcke Gersten und noch andere Sachen in das Schiffchen, und bemerkte nicht, daß er es ungleich beschwert hatte.

Das Schiffchen ging so tief im Wasser, daß der Rand kaum drey Fingerbreit hervorragte. Der Fluß war durch Regenwetter hoch angeschwollen und der Wind trieb mächtige Wellen heran. In der Mitte des Flusses wurde das Schiffchen von dem Winde heftig hin und her geschaukelt, die Wellen drangen hinein, füllten es mit Wasser, es schlug um, und alles was sich darin befand, sank in die Tiefe des Stromes. Sieben Personen, unter diesen der Schiffer, kamen elend in den Fluthen ums Leben. Nur einer rettete sich durch Schwimmen aus der großen Gefahr.

Was sagt ihr, liebe Freunde, zu dem Schiffer, der so schlecht sein Handwerk trieb? — Wie hätten die Verunglückten sich vor der Gefahr bewahren können?

4. Eine Hochzeits-Gesellschaft verunglückt.

Noch muß ich euch rathen, liebe Freunde, daß ihr euch niemahls ohne Noth mit Pferden zugleich in einer Fähr oder Platte über Flüsse setzen laßet. Die wenigsten Pferde sind das Schiff-Fahren gewöhnt. Sie werden leicht auf dem Wasser durch einen unvorhergesehenen, oft unbedeutenden Vorfall scheu, bäumen sich, schlagen aus, und stürzen sich auch wohl über das niedrige Vort ins Wasser. Folgende Unglücks-geschichte möge euch zur Warnung dienen.

Angus Macdonald, ein junger Mann von Oban in Hoch-Schottland, feyerte zu Lochnell, dem Geburtsorte seiner Braut Stewart, Hochzeit, und wollte

des Abends seinen Verwandten und Freunden einen Hochzeitschmaus in seinem Hause zu Ob an geben. Beyde Drer waren durch den See E t i r e von einander getrennt. Die nächsten Verwandten der beyden Brautleute, Brautführer und Kranzjungfern, welche der Vermählung begehrt hatten, schifften sich mit den Brautleuten frohen Muthes in ein einziges Boot sammt ihren sechs Pferden ein. Wegen der Menge der Personen und wegen der Pferde konnten die Bootsleute das Fahrzeug nicht bequem regieren. Ein alter, vorsichtiger Schiffsmann bath die Gesellschaft sich zu theilen, und die eine Hälfte oder die Pferde zuerst hinüber führen zu lassen, damit keine Gefahr zu besorgen wäre. Allein der Bräutigam, ein starker, starker und beherzter junger Mann, ließ dieses nicht geschehen, und behauptete, es sey keine Gefahr, man müsse vielmehr eilen, weil seine Freunde ihn schon in Ob an sehnlich erwarteten. S t e w a r t, der Vater der Braut, stimmte dem Schiffsmanne bey, und wollte nicht ins Boot steigen. Endlich ließ er sich doch von seinem Schwiegersohne dazu bereden.

Raum war die Gesellschaft noch 20 Schritte von dem jenseitigen Gestade entfernt, eben da, wo die durch den Wind erregten Wellen heftig an das steile Gestade anschlugen, als eines der Pferde durch das Flattern der Bänder einer Brautjungfer scheu wurde, zu stampfen und sich zu bäumen anfing, und über das Bort sprang. Die andern Pferde wurden darüber unruhig, schlugen nach allen Seiten aus, und ließen sich nicht mehr bändigen. Alles auf dem Boote gerieth in größte Verwirrung, die Pferde drangen nach einer Seite hin; das Boot bekam hier das Übergewicht, schlug um, und die ganze Gesellschaft lag im Wasser.

Zum Glück konnten alle, mehr oder weniger schwimmen. Der Bräutigam, ein sehr geübter Schwimmer, rettete zuerst seine Braut, die vor Schrecken alle Besinnung verloren hatte. Außerst schwierig war es, gegen die brau-

senden Wellen zu kämpfen, die ihn immer vom Ufer zurück stießen; aber doch brachte er sie glücklich ans Land. Sogleich eilte er den andern Verunglückten zu Hülfe, die der Gewalt der Wellen nicht widerstehen konnten. Schon hatte er mit unbeschreiblicher Anstrengung sechs Personen ans Land gebracht, als seine überspannten Kräfte schwanden, und er ermüdet zu Boden sank.

In dem nämlichen Augenblicke stieß seine Braut ein Angstgeschrey aus, und wies auf eine, vom Ufer weit entfernte Stelle hin, wo ihr alter Vater von den Wellen hin und her getrieben wurde, sich kaum mehr über dem Wasser erhalten konnte, und in größter Gefahr zu ertrinken war. „Ach Gott!“ rief sie aus, „mein Vater ist verloren!“ Da bedenk't sich Angus nicht länger, die Liebe zu seiner Braut und dem Schwiegervater gibt ihm neue Kräfte, und er stürzt sich ins Wasser, obwohl es ihm die Geretteten, welche ihn ganz kraftlos und erschöpft sahen, widerriethen. Doch er strengte seine letzten Kräfte an, und in einigen Minuten war er bey dem Alten.

Dieser klammerte sich in der Todesangst so fest an den Retter an, daß er ihn im Schwimmen sehr hinderte. Die Wellen trieben sie weit vom Landungsplatze, wo das Ufer weniger steil war, weg. Schon schienen beyde verloren, kein Boot war zu ihrer Rettung da; vergebens suchte Angus Land zu gewinnen, bis es ihm nach unsäglicher Mühe gelang, sich eine halbe Stunde abwärts dem Ufer zu nähern, wo er mit seinem Schwiegervater von andern, die zu Hülfe herbey gelaufen, waren, ans Land gezogen wurde.

Dhnmächtig stürzte er zu Boden. Man trug beyde besinnungslos in ein Haus, der alte Stewart erhobte sich wieder; allein der edelmüthige und entschlossene Angus verschied in den Armen seiner Braut eine Viertelstunde darauf, nachdem er ihren Vater gerettet hatte. Nur ein

Knabe von der Gesellschaft war ertrunken, den man nie wieder gefunden hat.

Die Braut war untröstlich über den Verlust des Bräutigams; kein froher Gedanke richtete sie mehr auf, sie versiel in eine Schwermuth, ihre Kräfte schwanden, sie starb nach drey Monathen, und wurde zu ihrem unglücklichen Geliebten ins Grab gelegt.

Der unglückliche Angus! Hätte er auf den Rath des erfahrenen Schiffers und seines Schwiegervaters, die älter und verständiger waren, geachtet, so wäre ihm kein Unglück begegnet, so wäre der erfreuliche Hochzeittag nicht zu einem Tage des Jammers und der tiefen Trauer geworden!

Vorsicht mit Feuer und Licht.

Der kleinste Funke kann die größte Feuersbrunst erregen. Diese traurige Wahrheit hat sich nur zu oft bestätigt. Und doch gibt es noch Leute, die einen Funken vernachlässigen, und die Gefahr nicht bedenken, die aus demselben entstehen kann. Besonders ist dieses mit vielen Tabak-Rauchern der Fall. Viele Feuersbrünste sind durch einen Funken aus der Tabaks-Pfeife entstanden, und noch immer gilt die sträfliche Regel bey ihnen: der Funke aus der Pfeife zündet nicht. Sie mögen nachfolgende Geschichten lesen:

1. Feuersbrunst durch Tabak-Rauchen.

Im Aprill 1814 eilte ein Tabak-Raucher mit brennender Pfeife in das Wirthshaus außer dem Orte Sz. Mihaly in Ungarn. Damit er geschwinder dahin käme, ging er durch den Garten, wo Fruchtschöber und die volle Scheuer sich befanden. Hier fiel ihm ein Funke aus der Pfeife, den er entweder nicht gesehen, oder aus Leichtsinne nicht geachtet hatte, und der Wind trug ihn auf den Fruchtschöber. Während er im Wirthshause beim Glase saß, entstand Feuerlärm. Der Fruchtschöber stand in voller Flamme; die Scheuer hatte sich schon entzündet; der Wind trug ganze Bündel

brennendes Stroh auf die nächsten Häuser, in wenigen Minuten stand die Wohnung und Werkstätte eines Holzarbeiters, die Fleischbank mit der Wohnung des Fleischhauers und das prächtige Gebäude des Herrn Anton Szalanka von Hermann in vollen Flammen, und alle diese Häuser brannten zu einem Schutthaufen zusammen. Mit Mühe wurden die etwas entfernter stehenden Gebäude gerettet. Wird dieses Beispiel nicht wirken, daß die Tabakraucher sorgfältiger ihre Pfeifen verwahren?

2. Zweytes Beispiel.

Am 28. October 1814 Morgens brach zu Klosterneuburg in Oesterreich rückwärts dem Wirthshause, zum Schiffe genannt, Feuer aus. Ein Stall und eine Hütte, dann zwey angrenzende Häuser wurden mit beynähe allen darin befindlichen Vorräthen ein Raub der Flammen. Die herrschende Windstille, die schnell herbey geeilten Feuerspritzen, und die gut gemachten Vorkehrungen hinderten, daß die Flamme sich nicht weiter verbreitete, und ein viel größeres Unglück arrichtete.

Wie war nun diese Feuersbrunst entstanden? Man hatte zwey Vermuthungen. Die Zimmerleute deckten den Stall ein, auf dessen Boden sich Stroh, Heu, und andere leicht entzündbare Sachen befanden. Man hatte sie bey ihrer Arbeit Tabak rauchen gesehen. Es war ihnen vielleicht aus der Pfeife ein Schwamm entfallen, der in dem Heu unbemerkt fortglimmte, bis helle Flammen aufloderten, die den Stall und die nebenstehenden Gebäude in Asche legten. Auch ein Marionetten-Spieler, der sich bis an jenen Morgen in der verheerten Hütte befand, konnte durch Unvorsichtigkeit mit Licht an diesem Brande Schuld gewesen seyn. Ein kleiner Funke war gewiß Ursache dieser Feuersbrunst. Wie sehr muß man Feuer und Licht in Acht nehmen!

3. Drittes Bepspiel.

Am letzten Tage des Jahres 1814 entstand in dem ersten Stockwerke eines Hauses in der Stadt Wien Feuer, welches noch zu rechter Zeit entdeckt und gelöscht wurde. Es war nur ein Theil der Thürverkleidung und ein Stück des Fußbodens ausgebrannt. Die Tabak-Raucher mögen die Veranlassung dieses Brandes lesen, und sich dadurch warnen lassen. Der Bewohner des beschädigten Zimmers klopfte seine Pfeife in ein mit trocknen Sägespänen gefülltes Spuckkästchen, welches neben der Thür stand, und ging aus. Die Funken, welche aus der Pfeife gefallen waren, gliminten fort, und entzündeten die Späne. Nach einer Stunde war das Spuckkästchen verbrannt, und von demselben verbreitete sich die Flamme auf den Fußboden und die Thür. Wäre der Brand nicht alsobald entdeckt worden, so hätte er große Verheerungen im Zimmer, selbst im ganzen Hause anrichten können.

4. Feuersbrunst durch glühende Kohlen.

Zu Unter-Sievering, einem Dorfe am Fuße des Rahlberges, eine Stunde Weges von Wien entfernt, loderte am 21. October 1814 Nachmittags das Haus eines Hauers (Wingers) in hellen Flammen auf. Das Feuer griff sehr schnell um sich, und bald wurden die vier darneben stehenden Häuser von demselben ergriffen. Die Einwohner des Ortes wußten sich bey der großen Gefahr nicht zu rathen noch zu helfen. Die brennenden Häuser waren an die Bergwand gelohnt, wodurch die Rettung sehr erschwert wurde. Die Straße, welche beyde Häuserreihen von einander trennt, ist kaum zwey Klafter breit; das Feuer konnte sich sehr leicht über alle Gebäude verbreiten, und das ganze Dörfchen schien ohne fremde und schleunige Rettung verloren zu seyn.

Verzweiflungsvoll riefen die beängstigten Leute zu Gott und den Menschen um Hülfe, die ihnen auch zu Theil ward.

Aus den benachbarten Ortschaften eilte man mit Feuersprizen und Löschmitteln herbey, und that den Flammen Einhalt, daß sie nicht weiter greifen konnten. Selbst die k. k. Hof-Feuerspritze aus Wien hatte thätig an der Tilgung des Brandes mitgewirkt. Kein Wind wehete, und das Tageslicht erleichterte die Arbeit.

Wie kam nun dieses Feuer aus, welches eine so große Verheerung drohete? Man hatte die Asche vom Herde, unter welcher sich glühende Kohlen befanden, weggeräumt, und auf den Boden gebracht, wo diese Stroh, Heu u. dgl. entzündeten, welche unbemerkt fortglimmten, bis sie in helle Flammen ausbrachen. Eine Warnung für alle Hausmütter, daß sie einen andern Ort, wo keine entzündbaren Dinge herumliegen, zur Aufbewahrung der Asche wählen sollen.

5. Feuergefahr durch eine brennende Lampe.

Im Monate December 1814 starb in einer Vorstadt Wiens eine Frau an der Auszehrung. Ihr Leichnam wurde in eine Nebenkammer auf ein Bret gelegt, wie gewöhnlich mit einem leinenen Tuche bedeckt, der Kopf aber ruhte auf einen Federpolster, und auf einem Stuhle wurde eine gläserne Lampe, in welcher das Licht brannte, gestellt. Die Angehörigen dieser Frau hatten mehrere Nächte hindurch an dem Krankenlager gewachtet, alle waren niedergeschlagen und ermattet; sie hofften, durch nächtliche Ruhe und den Schlaf sich zu stärken, und legten sich zu Bette, während sie die Lampe bey der Leiche nahe an dem Kopfkissen brennen ließen. Sie ahneten nicht, daß sie durch eine Schreckenspost aus dem Schlafe würden geweckt werden.

Unvorsichtiger Weise ward die Lampe dem Kissen zu nahe gestellt; wahrscheinlich zersprang die Lampe, zündete das Leintuch, von welchem sich die Flamme über das Kissen verbreitete, das mit unerträglichem Rauche und Gestanke fortglimmte. Der ganze obere Theil des Leichnams war ver-

sengt. Ein Nachbar, der zum Glücke noch wachte, ward die Flamme und den Rauch bey Zeiten gewahr, und weckte die Angehörigen der verstorbenen Frau, welche die Flamme durch hinzugegossenes Wasser schnell löschten, ehe sie weiter greifen konnte.

Was für ein großes Unglück hätte durch diesen Brand bey der Nacht entstehen können, wenn der Nachbar nicht durch einen glücklichen Zufall noch wach gewesen wäre? Ist das wohl Vorsicht, neben leicht entzündbaren Sachen eine brennende Lampe, während alles schläft, hin zu stellen? Was wollet ihr daraus lernen, liebe Freunde?

6. Feuergefahr durch ein schlecht verwahrtes Licht.

In der Nacht vom 30. auf den 31. Julius 1815 ertönte plötzlich in Wien Feuerlärm. Die dumpfen Glockentöne erschollen, die brennende Laterne hing an dem Stephans-Thurme, die Trommeln wirbelten, die Wagen mit Feuerspritzen und Wasserfässern rasselten. Alles ward aus der mitternächtlichen Ruhe aufgeschreckt. Ein geräumiges Haus in der Vorstadt Wiesen stand in vollen Flammen. Der Dachboden war mit Heu dicht angestopfet, und der Wind drohete die Flamme durch umher fliegendes brennendes Stroh und Heu allenthalben zu verbreiten. Die Einwohner des Hauses mußten aus dem Bette im Hemde entfliehen, um nicht vom Rauche erstickt, oder von der Flamme ergriffen zu werden. An die Rettung der Habseligkeiten war gar nicht zu denken, so schnell hatte sich die Flamme verbreitet. Schon brannte das nächste Haus, und die Gefahr wurde drohender. Doch den allgemein gerühmten Feuerlösch-Anstalten in Wien gelang es, der wilden Flamme Einhalt zu thun, und sie zu hindern, daß sie sich nicht noch weiter verbreitete. Erst gegen Morgen war die Feuersbrunst ganz gedämpft.

Wie war nun dieses Feuer entstanden? Ein Knecht

war, wie man erzählt, auf den Boden ins Heu mit einem brennenden Lichte schlafen gegangen. Als er sich zur Ruhe begab, hatte er vergessen, das Licht in der Laterne, dessen Glas zerbrochen war, auszulöschen. Das Licht fiel um, ergriff das Heu, und erregte die schreckliche Feuersbrunst, welcher der leichtsinnige Knecht nur mit Gefahr entrann, indem die schnell sich verbreitende Hitze ihn aufweckte, und er mit einem schnellen Sprunge über die Stiege sich rettete.

Wieder eine Warnung für Hausväter, Hausmütter und Dienstleute, nie mit einem brennenden Lichte auf Heu, Strohböden und andere Orter, wo leicht entzündbare Dinge sich befinden, sich zu begeben.

7. Zweytes Beyspiel.

Am 3. März 1815 brach ganz am Ende von Bähring, (einem Dorfe, sehr nahe an Wien), in einem Hause auf dem Boden, welcher mit Stroh und Heu gefüllt war, in der Mittagsstunde Feuer aus, welches sehr schnell um sich griff, und den größten Theil des Dorfes einzusichern drohete. Das war ein Jammer der geängstigten Dorfbewohner, von denen sich viele in der Angst nicht zu rathen noch zu helfen wußten. Doch viele aus ihnen verloren die Besonnenheit nicht; sie machten schnell Anstalten, das Feuer zu löschen, und in einer halben Stunde war die Flamme ohne weiteren Schaden, als daß es Heu und Stroh verzehrt oder verdorben hatte, gedämpft.

Man sagt, daß auch hier wieder Unvorsichtigkeit mit dem Lichte die Ursache dieser Feuersbrunst gewesen sey, die so verderblich hätte werden können. Die Landleute füttern sehr früh ihr Vieh. Nun war man mit einem Lichte auf den Heuboden gegangen, um das Futter zu fassen; eine Lichtschnuppe war in das Heu gefallen, und hatte fortgeglimmt, bis es in helle Flammen ausbrach.

Auf ähnliche Art, durch schlechte Verwahrung des Lichtes kam einige Tage vorher in der Vorstadt Neubau in

Wien in einem Keller Feuer aus, welcher mit Schmiedehohlen gefüllt war. Den vortrefflichen Feuerlösch-Anstalten in Wien gelang es nach zwey Stunden, dasselbe zu unterdrücken; es hätte eine bedeutende und gefahrvolle Feuersbrunst entstehen können.

8. Drittes Beyspiel.

Am 10. April 1815 entstand in dem Keller eines Hauses der Allee-Gasse in der Vorstadt Wieden in Wien, Feuer. Der Keller bestand aus vier Holzlagen, welche mit Brettern unterschlagen waren. Eine Holzlage gehörte einem im Hause wohnenden Tischler. Dessen Magd war unvorsichtig, und trug Hobelspäne, die sich so leicht wie Feuerschwamm entzündeten, in den Keller mit einem offenen Lichte. Leicht konnte es geschehen seyn, daß ein Funke von dem Dochte der Kerze abfiel. Dieser kleine, vernachlässigte Funke hat eine Feuersbrunst erregt, welche bey aller angewandten Hülfe erst nach drey Stunden gelöscht werden konnte, indem sich die Flamme über alle Holzlagen verbreitete. Zum Glück ist kein anderweitiger Schaden geschehen, und kein Mensch bey dem gefährlichen Löschen im Keller verunglückt.

Liebe Freunde! alle diese Beyspiele werden euch hinlänglich warnen, mit Feuer und Licht äußerst vorsichtig umzugehen, und euch keine Nachlässigkeit in diesem Stücke zu Schulden kommen zu lassen. Hätte man bey dem Futterfassen in Währing, hätte die Magd des Tischlers die kleine Mühe nicht gescheuet, das Licht in einer Laterne wohl zu verwahren, was für ein Unglück wäre verhindert worden!

Der wohlthätige Landwehrmann.

Auf dem Rückzuge nach der Schlacht bey Leipzig zu Ende October 1813 plünderten und verheerten die Franzosen alle Dörfer, durch welche sie zogen. Die Einwohner

derselben wurden schrecklich gemißhandelt. Keine Person war ihnen so ehrwürdig, kein Ort so heilig, daß sie nicht räuberische Hand anlegten. Alles zitterte vor den zügellosen Plünderern.

So wurde auch der protestantische Pfarrer in *Roßra*, einem Dorfe zwischen *Erfurt* und *Weimar*, rein ausgeplündert, herum gestoßen und derb abgeprügelt. Der brave Mann übertrug das Unglück nicht länger; er erkrankte, starb einige Zeit darauf, und hinterließ eine Frau mit sechs kleinen Kindern in den kläglichsten Umständen. Sie hatten nicht von einem Tage auf den andern zu leben.

Auf der nämlichen Straße zogen die Preußen hinter den Franzosen, und nachtlagerten in der Nähe des geplünderten Dorfes. Auch sie mußten Stroh, Holz, Pferdefutter zu ihrem Bedarfe aus dem Dorfe hohlen, da bey dem schnellen Verfolgen des Feindes ihnen nichts nachgeführt werden konnte.

Ein Preussischer Landwehrmann, der Sohn eines Predigers, überzeugte sich bey dieser Gelegenheit von der Noth und dem Elende im Pfarrhause, und hatte inniges Mitleiden mit der geplünderten Familie. Er theilte sein Brot und Fleisch mit ihr, und tröstete sie, mit dem Versprechen, daß er ein Mehreres thun werde, so bald er es im Stande seyn würde. Er schied mit herzlichster Theilnahme von derselben.

Nach einiger Zeit erfuhr er den Tod des Pfarrers. Die höchst traurige Lage der hinterlassenen Witwe und Waisen ging ihm sehr zu Herzen, er nahm seine ganze Barschaft, (sie bestand aus sechs Silberthalern,) und schickte sie denselben nebst einem tröstenden Briefe mit der Bitte, diese geringe Gabe als eine kleine Aushülfe, die aus gutem Herzen kommt, anzunehmen, und er versprach, in der Folge weiter für die Verlassenen nach Kräften zu sorgen.

Weichet behuthsam den Pferden aus.

Reitknechte führen oft nach gemachtem Ritte ihre und ihrer Herren Pferde am Zaume durch die Gassen von dem Orte, wo sie abgestiegen sind, nach Hause, oder sie führen sie herum, um sie abzukühlen. Andere reiten auf einem Wagenpferde in die Schmiede oder anderswohin, und lassen das andere, indem sie es am Zügel halten, neben sich laufen; oder sie führen die Pferde, nachdem sie Tage lang im Stalle gestanden, aus, damit sie Bewegung machen, und frische Luft schöpfen. Diese Pferde sind oft sehr muthig und ihre Führer unvorsichtig. Sie bäumen sich, steigen in die Höhe, machen Seitensprünge, schlagen aus, und werden den Vorübergehenden sehr gefährlich.

Liebe Kinder, weichet behuthsam diesen Pferden aus, damit ihr keinen Schaden nehmet. Es ist besser, daß ihr, wenn ihr nicht anders könnet, in ein Haus tretet, bis dieselben vorüber sind, als daß ihr sie zu nahe an euch vorüber gehen lasset. Macher es nicht, wie viele leichtsinnige Buben, die solche Pferde noch mit einer Gärte hauen, bey den Schwanzhaaren zupfen, oder auf andere Art necken. Manche haben es schon mit einem derben Fußschlage gebüffet. Man kann nicht vorsichtig genug bey Pferden seyn, wie nachfolgende Unglücks geschichten beweisen.

1. Eine Frau wird von einem Pferde schwer verwundet.

Anfangs Jänner 1815 führte ein Reitknecht zwey muthige Pferde über den Franziscaner-Platz in Wien. Eine Frau ging sorglos vorüber. Ein Pferd sprang seitwärts gegen die Häuser, schlug aus, und traf die Frau, ohne daß sie sich versah, so gewaltig auf den Kopf, daß sie augenblicklich wie todt zur Erde stürzte, und häufiges Blut vergoß. Ihre Wunde war zwar nicht tödtlich, doch aber sehr gefährlich und schmerzhaft. Erst nach Monathen war die Frau von derselben geheilt.

2. Ein Träger wird von einem Pferde erschlagen.

Einige Monathe vorher ritt ein Herrschaftskutscher zwey muthige Siebenbürger über den hohen Markt in die Schmiede. Die Pferde waren mehrere Tage im Stalle, ohne angespannt zu werden, gestanden. Sie waren feurig und stätig. Unvorsichtig nahm der Kutscher den Weg nahe an den Häusern. Ein rasselnder Schubkarren kam ihm entgegen; eines der Pferde wurde erschreckt, und wollte ausreißen. Des Kutschers starker Arm hielt es beym Saume zurück. Aber da fing es an zu springen und auszuschlagen, daß Feuer von dem Steinpflaster sprühete. Ein Träger war auf dem Ecksteine des Hauses gesessen. Er konnte nicht geschwind genug sich retten. Das Pferd schlug ihn mit dem Hinterhufe auf die Brust, daß er sinnelos zusammenstürzte. Blut floß aus Mund und Nase, und er verschied in dem nämlichen Augenblicke.

3. Ein Taubstummer wird beschädiget.

In der Mitte Novembers 1814 ereignete sich ein ähnlicher Unglücksfall in Wien. Zwey rasche Pferde, auf deren einem der Kutscher ritt, machten allerley Sprünge, und wollten nicht ruhig gehen. Der Kutscher hatte alle Plage mit ihnen, und war selbst in Gefahr, herab geworfen zu werden. Bey dieser Gelegenheit fiel ihm seine Mütze vom Kopfe auf die Erde. Ein gefälliger Taubstummer sah es, hob die Mütze auf, näherte sich den Pferden, und reichte sie dem Kutscher. Aber im nämlichen Augenblicke schlug ein Pferd mit den Hinterfüßen aus, und traf ihn auf den Kopf. Glücklicher Weise war die Wunde wenig gefährlich, aber es war traurig, daß der arme Taubstummer für seinen Dienstfeiser büßten mußte. Der Mangel an Gehör machte, daß der Taubstummer die Leute nicht hörte, welche ihm zuriefen, daß er sich ja nicht von hinten, sondern von vorne den Pferden nähern sollte.

4 Ein Knabe wird von einem Pferde geschlagen.

Am 1. September 1816 ging ein Knabe sorglos am Schranken neben dem Augustiner-Kloster in Wien, und versah sich keiner Gefahr. Ein Kutscher kam mit zwey muthigen Pferden, von denen er auf einem ritt, und das andere an der Hand führte, hinter dem Knaben daher gesprengt. Die Pferde bäumten sich, und das an der Hand schlug nach allen Seiten aus.

Nun hätte der Knabe, durch die heftigen Hufschläge am Steinpflaster aufgeschreckt, noch Zeit gehabt, sich innerhalb des Schrankens zu retten. Aber er versäumte es, und blieb aus Neugierde stehen. Die Pferde kamen ihm näher; das Pferd an der Hand wendete sich mit dem Hinterleibe gegen den Schranken hin, schlug aus, und streifte den Knaben auf dem Schienbeine, daß er zusammen stürzte, und vom Platze weg getragen werden mußte. Er hatte eine sehr schmerzhaftige Wunde, die erst nach zwey Monaten geheilt werden konnte.

Der Pudel als Lebensretter.

Am Eingange der Vorstadt Jägerzeil in Wien neben der Ferdinands-Brücke sind immer mehrere Waschschiffe in der Donau, in welchen Wäscherinnen mit dem Ausschwenken der Wäsche beschäftigt sind. Auch Hundliebhaber finden sich in den Sommermonathen daselbst ein, die ihre Hunde ins Wasser hegen, und von einer Menge Neugierigen umrungen sind, welche die Fertigkeit der Hunde im Schwimmen bewundern.

So ein Mann wusch am 19. Julius 1815 in der Gegend der nebensiehenden Kaffeh-Häuser seinen großen, starken Pudel, als plötzlich ein großes, dickes Weib aus einem Waschschiffe in die Donau stürzte. Wohl waren mehrere Nachen, aber kein Schiff-Fahrtskundiger, sie zu retten, da. Ohne sich zu bedenken sprang dieser Mann, ob-

wohl er im Wasserfahren wenig geübt war, in einen kleinen Kahn, sein Pudel hinter ihm nach, stieß vom Lande, und erreichte glücklich das Weib, welches sich fest an ihn anklammerte, und neben dem Kahne im Wasser plätscherte.

Aber bald bemerkte er, daß die Frau, wie sie in den Kahn zu gelangen suchte, zu schwer sey, ihn aus dem Gleichgewichte bringen, und ihn selbst ins Wasser ziehen würde. Er suchte sich deßhalb von derselben loszumachen; sie hielt ihn desto fester, und durch dieses Bemühen, sich ihrer zu entledigen, bekam er das Übergewicht, und war in größter Gefahr in die Donau zu stürzen.

Da fühlte er, daß ihn etwas rückwärts fest halte, und verhindere, vorwärts ins Wasser zu stürzen. Es war sein treuer Pudel, der ihn so fest bey dem Kockschooße seines tüchernen Frackes gepackt hatte, daß das Tuch zerriß, und nur das starke Futter noch hielt. Durch diese Hülfe unterstützt kam der Mann wieder ins Gleichgewicht und zur Besinnung; er faßte neuerdings das Weib, und rettete es glücklich aus dem Wasser ins Schiff.

Viele Gäste in den Kaffee-Häusern waren Zeugen dieses schönen Beyspieles von der Treue des Hundes. Mehrere eilten zum Machen hin, worin sich das Weib bereits befand, und brachten den Retter mit ihr ans Ufer, während der kluge Pudel munter hinter dem Schiffchen nachschwamm.

Ihr losen Buben, die ihr oft aus Muthwillen Hunde necket und mißhandelt, lernet aus dieser Geschichte, was für Dienste uns diese nützlichen Hausthiere manchemahl leisten können!

Menschenfreundlichkeit des Kaisers Alexander.

Alexander der Erste, Kaiser von Rußland, machte im Jahre 1804 eine Reise. Ein Postpferd stürzte

vor einem Wagen seines Gefolges; der Postillon fiel herab, das Rad ging über den Fuß, und der Postillon war sehr schwer verwundet. Der Kaiser ließ auf der Stelle anhalten, und schickte nach seinem Leib- und Wundarzte, der schon eine sehr weite Strecke Weges voraus gefahren war. Achtehalb Stunden blieb der Monarch bey dem Verwundeten, tröstete ihn, und gab sein eigenes Schnupstuch her, um ihn zu verbinden. Als der Leibarzt den Verband gemacht, und die Mittel vorgeschrieben hatte, die in der Folge angewendet werden sollten, schenkte Kaiser Alexander dem Verwundeten 500 Rubel (770 fl. 50 fr. Conventions Münze), und verließ ihn mit allen Zeichen der innigsten Theilnahme. Diese menschenfreundliche Handlung des erhabenen Monarchen wurde allenthalben bekannt; jeder freute sich in einem Lande zu leben, welches von einem so herzenguten Monarchen regiert wird. Das Schnupstuch, welches der Kaiser zum Verbande hergegeben hatte, kaufte ein Verehrer desselben um 100 Rubel (154 fl. 10 fr. C. M.), und bewahrte es als seinen größten Schatz.

Ein junger Mensch erfriert.

Joseph Spörner, 15 Jahre alt, ging am 13. Jänner 1814 von Leuzenbrunn, seinem Wohnorte, um Butter zu verkaufen, nach Rothenburg an der Tauber. Es war ein sehr kalter Tag, aber guter Weg, und der Fußgänger konnte die Kälte leicht, besonders wenn er starken Schrittes ging, aushalten. Den ganzen Nachmittag hindurch fiel Schnee in großen Flocken, und des Abends, als Spörner nach vollendetem Geschäfte nach Hause ging, erhob sich ein starker Wind und ein Gestöber, welches ihm Augen und Gesicht mit Schnee bedeckte, daß er kaum vorwärts sehen konnte. Alle Wege wurden mit tiefem Schnee bedeckt, und unkenntlich gemacht; doch verirte sich Spörner nicht, weil er schon hundertmahl zu

jeder Jahreszeit diesen Weg gemacht hatte: aber niemahls war er ihm so beschwerlich gewesen; denn der heftige Wind hielt ihn bey jedem Schritte auf, und seine Füße sanken so tief in den Schnee, daß er sie nur wieder mit Mühe herauszog.

Dadurch wurde er nun sehr abgemattet, und als er nur mehr eine Viertelstunde Weges von seinem Wohnorte entfernt war, setzte er sich nieder, um auszuruhen. Vermuthlich hatte er sich dann auf den Bauch niedergelegt, um das Gesicht vor dem Schneegestöber zu verwahren. Die Kälte hatte gegen Abend sehr zugenommen. Nachdem Spörner nur einige Minuten so gelegen hatte, übersiel ihn ein Schlaf, welcher immer die in der Kälte Ruhenden anzuwandeln pflegt; er schlief ein und erfror.

Als man ihn am andern Tage fand, lag er auf dem Gesichte; die Nase und Stirn waren an die Erde angefroren, und sein Gesicht war unkenntlich breit. Arme, Füße und der Kopf waren so fest wie Stein gefroren, der Leib aber war es nur gelind. Man brachte den Erfrorenen sogleich ins Dorf, und der Arzt wendete alle Mittel zu dessen Wiederbelebung, aber fruchtlos an. Er legte ihn vier Stunden lang in kaltes Wasser, schlug ihn dann durch vierzehn Stunden in Schnee ein. Der Körper thauete zwar auf, und bekam ein menschliches Ansehen, allein das Leben kehrte nicht mehr in ihn zurück.

Warum ist der arme Spörner erfroren? Wenn er sich nicht niedergesetzt hätte, und wacker fortgegangen wäre, hätte ihn wohl ein Schlaf überfallen? Hätte er nicht leicht noch das Viertelstündchen Weges zurücklegen können? Aber vermuthlich hat er die Gefahr nicht gekannt, in der er schwebte, als er sich niedersetzte. Liebe Kinder, lasset euch durch dieses traurige Beyspiel warnen; gebet ja der Müdigkeit nicht nach, wenn ihr bey großer Kälte gehet, und setzet euch nur nicht nieder, um auszuruhen. Thut ihr

es, so seyd ihr ohne Rettung verloren. Das Schläfrigwerden ist ein gewisses Zeichen, daß die Kälte auf euren Körper nachtheilig gewirkt hat, es ist der Vorbothe des Erfrierens. Beweget euch um desto mehr, je mehr euch der Schlaf anwandelt, sonst seyd ihr verloren. Merket euch aber auch, wenn ihr durch Zufall zu einem Erfornen kommet, daß ihr ihn ja nicht in ein warmes Zimmer bringet, sonst ist es um ihn geschehen. Viele Erforne sind nur schein- todt, und lassen sich wieder zum Leben bringen. Dieses geschieht durch Liegen im kalten Wasser, zu welchem man immer Schnee gibt, durch Einschlagen in Schnee und durch andere Mittel, die euch jeder Arzt erklären wird.

Zornmüthigkeit, Zanksucht, Schlägerey.

Es ist doch traurig, daß so viele Menschen den Zorn nicht bezähmen können. Bey der geringsten Veranlassung, wo etwas gegen ihren Willen geschieht, wo sie sich beeinträchtigt oder beleidiget fühlen, brausen sie auf, das Blut waltet in ihren Adern, ihr Gesicht entstellt sich gräßlich, und ein Schwall von Zank- und Schimpfsworten entströmt ihrem Munde. Die Roheren aus ihnen vergreifen sich leicht an ihrem Nebenmenschen, stoßen, schlagen und mißhandeln ihn auf die grausamste Art. Mord und Todtschlag sind schon erfolgt.

Liebe Kinder! lernet schon in der frühesten Jugend euern Zorn unterdrücken. Oft ist das Temperament an dem heftigen und schnellen Aufwallen des Blutes Schuld. Aber man kann es verbessern, wenn man sich von Jugend auf gewöhnet, Beleidigungen mit Geduld, Widersprüche ohne Einrede zu ertragen; wenn man nie seinen eigenen Willen mit Gewalt durchsetzen will, sondern wenn man lernt, nachgiebig zu seyn. Habet ihr nicht schon öfters Knaben mit einander zanken gesehen? Eigensinn war gewiß die Ursache des Zankes; jeder wollte Recht haben. Durch den

gegenseitigen Widerspruch geriethen sie in Zorn, ihr Gesicht färbte sich bald roth bald blaß, die Gesichtszüge waren verzogen; wie ein grimmiger Tiger fletschen sie die Zähne, der Mund schäumte, mit gräßlichem Geschrey stießen sie Schimpfworte aus, und da sie ihren Willen auf diese Art nicht durchsetzen konnten, sollte der Arm entscheiden; sie faßten sich bey den Haaren, schlugen sich mit Fäusten, warfen einander zu Boden, stießen sich mit Füßen, und mißhandelten, wüthenden Thieren ähnlich, einander auf die gräßlichste Weise. Was haltet ihr von so rohen, zornmüthigen, händelsüchtigen Buben? Was wird aus ihnen werden, wenn sie so in Zorn, Zank und Schlägerey aufwachsen? Wird wohl jemand gern mit ihnen umgehen? Wird man ihnen nicht wie einem tollen Hunde ausweichen? Und da jede Leidenschaft durch Befriedigung zunimmt, ist nicht zu befürchten, daß sie in der Folge gräßliche Thaten in ihrem Zorne verüben werden? Leset hier einige Beispiele, und lernet daraus, welches Unglück entstehen kann, wenn man nicht schon früh sich gewöhnt, seinen Zorn zu unterdrücken, verträglich und nachgiebig zu seyn.

1. Ein Kutscher verwundet den andern
sehr gefährlich.

In der Mitte Janners 1815 wollte in Wien ein Kutscher dem andern vorfahren. Dieser ließ es nicht geschehen, und trieb, indem er auf den andern fluchte, seine Pferde desto mehr an: der andere that desgleichen. Nachdem sie so eine Strecke im vollen Galoppe fortgesprengt waren, fuhren die beyden Wagen aneinander. Da ergrimmte der eine, kehrte die Peitsche um, und schlug mit dem dicken Ende des Stieles den andern so derb auf den Kopf, daß er ihm eine tiefe Wunde beybrachte. Der Beschädigte fiel ohnmächtig von seinem Sitze, der andere wollte mit dem Wagen entweichen; die Wache aber hielt ihn auf, und er wurde zur verdienten Strafe gezogen.

2. Zwen Bürger gerathen beyh Spiel in Streit.

Drey Bürger Wiens, ein Fleischselcher, ein Seidenzeugmacher und ein Hausinhaber befanden sich zu Ende Jänner 1815 in einem Wirthshause einer Vorstadt, und spielten mit einander. Sie mochten sich beyh Weinglase ein wenig zu gut haben geschehen lassen. Während des Spieles erhob sich wegen einer Karte ein Streit, der sich sehr leicht unter verträglichen Leuten hätte beylegen lassen. Aber vom Weine erhist, sungen der Fleischselcher und Seidenzeugmacher auf einander zu schimpfen an. Umsonst ermahnte sie der Hausinhaber, der klüger war, zur Ruhe, und sagte, daß sie sich schämen sollten, an einem öffentlichen Orte wegen einer so geringfügigen Sache einen lärmenden Streit anzufangen. Der Zank wurde immer heftiger und hartnäckiger. Beschimpfung folgte auf Beschimpfung, beyde schäumten vor Zorn. Sie sungen auf einander zu stoßen und zu schlagen an. Da gerieth der Fleischselcher, der auch der Stärkere war, in Wuth; er faßte den Seidenzeugmacher beyh Halse, und droßelte ihn so sehr, daß er augenblicklich die Sprache verlor, und kaum Athem schöpfen konnte. Andere Gegenwärtige griffen nun zu, und befreheten den Seidenzeugmacher aus den Händen seines bis zur Raserey erzürnten Gegners. Der Beschädigte war so übel daran, daß er am folgenden Tage nur sehr leise sprechen konnte, und erst nach längerer Zeit wieder zur vollen Sprache gelangte.

Liebe Kinder! ist es nicht eine abscheuliche Sache, wenn Menschen, die einander lieben und gegen einander gefällig seyn sollen, wie wüthende Thiere sich gegenseitig anfallen und beschädigen? Seht, wie Zornmüthigkeit, Zanksucht hier wieder die Ursache eines hartnäckigen Kaufhandels waren. Hätten diese Händelsüchtigen in der Jugend doch gelernt, ihren Zorn zu unterdrücken, sie würden sich nicht so weit vergangen haben.

3. Ein Bürstenbinder-Geselle verläset im Zorne seinen Kameraden.

Wie eine sehr geringfügige Sache oft zornmüthigen und händelsüchtigen Leuten Veranlassung zu Zank und Beschädigungen geben kann, zeigt auch nachfolgende Thatsache.

Anfangs Februar 1815 assen zwey Bürstenbinder-Gesellen an ihrem Arbeitsorte in Wien. Schon seit längerer Zeit suchte der jeine den andern zu necken, und Streit mit ihm anzufangen; doch dieser war klüger, und wich behuthsam aus. Zu einem Gerichte bey ihrem Mahle gehörten hart gesottene Eyer. Der Händelsüchtige forderte das letzte Ey, welches dem andern zugezählt war, da jener seine Zahl Eyer schon verzehrt hatte. Dieser verweigerte es ihm. Da fing der Händelsüchtige auf ihn zu schimpfen an, und behauptete, daß der andere schon eine größere Zahl Eyer genossen hätte. Dieser widersprach ihm nachdrücklich. Hierüber wurde der zornmüthige Bursche so erboßt, daß er ein neben sich stehendes Geschirr mit siedendheißem Wasser ergriff, und dasselbe dem andern über den Kopf schüttete. Da jener sich schnell durch die Flucht vor ferneren Beschädigungen retten wollte, warf er ihm noch den schweren steinernen Trinkkrug nach, und traf ihn so gewaltig auf den Kopf, daß er ihm eine große Beule schlug. Das heiße Wasser hatte ihm die Haut am Kopfe und im Gesichte verbrannt, und man war für seine Augen besorgt. Doch lief die Beschädigung ohne weitere Gefahr ab.

Es läßt sich leicht denken, daß die Obrigkeit den händelsüchtigen und zornmüthigen Burschen hart züchtigen ließ. Vielleicht lernt er durch die Strafe, seinen Zorn bezähmen, weil er es durch Vernunftgründe nicht thun wollte.

4. Ein Knecht eines Fleischselchers schlägt seinen Kameraden todt.

Zwey Knechte eines Fleischselchers in einer Vorstadt Wiens, sollten am 25. Februar 1815 eine Arbeit ver-

richten, die ihnen von ihrem Dienstgeber aufgetragen worden war. Jeder sagte, daß die Arbeit ihn nichts angehe, und daß sie der Herr dem andern anbefohlen hätte. Darüber geriethen sie in Zank und Streit, wobey sie sich wechselseitig beschimpften. Hätten sie nicht klüger gethan, wenn sie beyde schnell zur Arbeit gegriffen hätten: wie bald würden sie dieselbe mit vereinten Kräften verrichtet haben? Aber keiner wollte nachgeben, der Zank wurde immer hartnäckiger und lärmender, die Beschimpfungen wurden immer kränkender. Beyde waren in den heftigsten Zorn gerathen, und suchten nun mit der Faust die Streitsache zu entscheiden. Da wurde einer bis zur Wuth entflammt; er ergriff ein im Hofe des Hauses liegendes schweres Stück Holz, und führte mit demselben einen so gewaltigen Streich gegen den Kopf des andern, daß dieser an der Stelle todt zur Erde stürzte. Der Mörder wurde von der Polizey-Wache ergriffen, und büßet im Kerker lebenslänglich die Strafe seiner verruchten That.

Nöthige Aufsicht über Wahnsinnige.

Der vernünftige Mensch handelt mit Überlegung, und sieht auf die Folgen; er denkt, urtheilt und schließt. Dadurch unterscheidet er sich auch von dem Thiere, welches nach einem angeborenen Instincte handelt. Wenn der Mensch beym vollen Gebrauche seiner Vernunft etwas Verderbliches und Schädliches unternimmt, so ist er sträflich, weil er freyen Willen und das Vermögen hat, deutlich zu erkennen und zu unterscheiden, was recht und unrecht, gut oder böse ist, und welche Folgen seine Handlungen haben werden. Weil er Freyheit des Willens hat, so ist es seine Schuld, wenn er Böses will. Manche Menschen lassen sich, wie wir erst gelesen haben, durch eine aufbrausende Leidenschaft, durch Zorn, Rachgierde u. s. w. zu sträflichen Handlungen hinreißen; die Leidenschaft läßt sie nicht zur Besin-

nung kommen, raubt ihnen auf einige Augenblicke den Gebrauch der Vernunft, und sie unternehmen Dinge, welche sie allemahl wieder bereuen, wenn sie bey kaltem Blute zur Besinnung gekommen sind.

Solche Menschen, die sich von ihren Leidenschaften zu tadelnswerthen und sträflichen Handlungen hinreissen lassen, kann man mit Wahnsinnigen vergleichen. Sie entbehren aber nur kurze Zeit den Gebrauch der Vernunft; die Wahnsinnigen auf lange Zeit, oft durch die ganze Lebensdauer. Daher muß man die Wahnsinnigen unter die unglücklichsten Menschen rechnen, deren bedauernswürdige Lage nur dadurch erträglich wird, daß sie die Größe ihres Unglückes nicht fühlen, weil ihre Verstandeskräfte zerrüttet sind. Sie leben in ihrer Sinnesverwirrung, wie im Traume und Laumel dahin, und verüben oft Thaten, deren der Mensch bey dem Gebrauche seiner Vernunft kaum fähig ist.

Doch gibt es oft lose Buben, welche ein böshaftes Vergnügen daran finden, solche Unglückliche zu necken und zum Zorne zu reizen; aber mancher unter ihnen hat es schon schwer gebüßt. In dem Dorfe St.* warf der muthwillige Martin B.*, der Sohn eines Bauers, einen wahnsinnigen erwachsenen Burschen mit Roth, und verspottete ihn auf alle mögliche Art. Der Bursche gerieth in heftigen Zorn, ergriff einen Stein, und schänderte ihn dem losen Buben, der schnell die Flucht ergriffen hatte, so gewaltig unter die Füße, daß er ihm den Knöchel zerschmetterte. Nur nach langer Zeit und unter großen Schmerzen konnte die Wunde wieder geheilt werden.

Auf gleiche muthwillige Art neckte ein anderer unbesonnener Knabe, (es war des Wagners Sohn und zehn Jahre alt,) die wahnsinnige Gattinn des Bauers S.* in P i e r a c h. Die Unglückliche war gewöhnlich sehr gelassen, und erduldet viele muthwillige Beleidigungen, ohne sich zu rächen. Da er ihr aber eines Tages unaufhörlich Kletten

an die Kleider und in die Haare warf, ergrimmete das Weib, lief dem losen Buben nach, erreichte ihn, warf ihn zu Boden, würgte ihn, und würde ihn auf der Stelle erdroffelt haben, wenn nicht Leute augenblicklich ihm zu Hülfe gekommen wären, und ihn den Händen des rasenden Weibes entrißen hätten.

Man hat, um Wahnsinnige unschädlich für die menschliche Gesellschaft zu machen, und sie von ihrer Krankheit zu heilen, Irrenhäuser erbauet, in welchen sie verpfleget werden. Landesherrliche Verordnungen befehlen, diese Unglücklichen dahin zu bringen; aber wie oft vernachlässigen es die Verwandten derselben, der kleinen Kosten wegen, die deren Verpflegung erfordert, und entschuldigen sich mit dem leeren Vorwande, daß der Wahnsinnige niemanden gefährlich sey, und sich leicht hütthen lasse. Doch wie oft bricht eine stille wahnsinnige Person in eine gräßliche Wuth aus, und füget andern den größten Schaden an Leib und Leben zu. Folgende schreckliche Geschichte, welche sich am 19. Februar 1814 zu Kosel zugetragen hat, möge zur Warnung dienen.

Der dortige Zeichner, Johann Markwert, war seit einiger Zeit in einen stillen Wahnsinn verfallen, in dem er niemanden etwas zu Leide that. Man achtete wenig auf ihn, und glaubte hinlänglich für ihn gesorgt zu haben, wenn er sein Essen hätte, und vom Hause nicht weggelassen würde; deswegen war gewöhnlich die Thür versperrt, wenn seine Gattinn und ihre Schwester in der Krambude auf dem Markte waren, wo sie Zeichnungen, Kupferstiche u. dgl. verkauften.

An dem Unglückstage schickte seine Gattinn ihre Schwester vom Markte nach Hause, um zu sehen, was der Mann mache, den sie des Morgens im gewöhnlichen Zustande verlassen hatten. Aber kaum wurde er des Mädchens, die ihm gar nichts zu Leide gethan hatte, ansichtig, als er

eine kleine Art ergriff, und ihr mehrere Siebe auf den Kopf versetzte, daß sie todt zur Erde stürzte. Dann zog er sie aus der Stube in den Hofraum, wo er von Kindern gesehen wurde, die in der Nähe spielten. Diese erhoben über die gräßliche That ein jämmerliches Geschrey; Leute kamen herbey, und ergriffen den Rasenden, der sich geduldig fortführen und in sichere Verwahrung bringen ließ. Das Mädchen war erbärmlich zugerichtet, und ohne Rettung todt. Wie leicht hätte diese gräßliche Unglücks geschichte können verhütet werden, wenn man den landesherrlichen Verordnungen gemäß den Wahnsinnigen zu Anfang seiner Sinnesverwirrung in das Irrenhaus gebracht hätte!

Der Argwohn täuscht oft.

Einem Schmuckarbeiter (Juwelier) in der Stadt L. * kamen nach und nach mehrere Edelsteine und Ringe weg; er gab sich alle Mühe, den Dieb ausfindig zu machen, aber vergebens. Er hatte niemanden weiter um sich, als einige Gesellen und die Dienstmagd. Fremde kamen selten ins Haus, und nie an den Ort, wo die Edelsteine in Verlust gerathen waren. Die Gesellen arbeiteten schon mehrere Jahre bey ihm, und waren ihm als ehrliche, brave Bur-sche bekannt. Die Magd war vor nicht gar langer Zeit in den Dienst getreten, man kannte sie nicht sehr genau; auf sie fiel der Verdacht, und der Schmuckhändler beschloß, sie auf die Probe zu stellen.

Er wählte dazu einen Sonntag, wo die Gesellen nicht zu Hause waren, er selbst blieb den ganzen Tag vom Hause weg, und befahl der Magd auf alles genau Acht zu geben. Auf den Tisch hatte er mehrere Edelsteine gelegt, als ob er sie da vergessen hätte. Abends kam er nach Hause, und einige der schönsten Edelsteine waren wieder weg.

Der Schmuckhändler verlangte nun keinen Beweis weiter; er war völlig überzeugt, daß die Magd die Diebin

sey, und ließ sie verhaften. Diese läugneta bey Gericht alles, und behauptete, daß sie ganz und gar unschuldig wäre. Der Richter drang mehr in sie, da der Verdacht nach der Anzeige des Schmuckarbeiters sehr gegründet war. Man untersuchte den Koffer, in welchem sie ihre Kleidungsstücke hatte. Man fand zwar nichts; doch entdeckte man hinter demselben, wo er an die Mauer anstand, einen sehr schönen Diamanten. Nun glaubte man, dorthin habe sie die gestohlenen Steine verborgen; man suchte eifriger nach, und fand wirklich mehrere derselben und einen Ring.

Nun schien der volle Beweis da zu seyn, daß die Magd die Diebinn wäre; sie betheuerte zwar immer ihre Unschuld; man hielt aber ihre Betheuerungen für ein hartnäckiges Längnen, und sie sollte mit Strenge zum Geständnisse ihrer That gebracht werden. Einsam im finsternen Kerker schmachtete die arme Beschuldigte, und wendete im herzlichsten Gebethe sich an den allwissenden Gott, daß er ihre Unschuld möchte bekannt werden lassen. Nur von ihm hoffte sie Hülfe.

Da saß nun der Schmuckarbeiter eines Tages ganz allein in seinem Zimmer, und arbeitete eifrig fort. Auf einem Seitentische am Fenster lagen mehrere Edelsteine und Ringe, auf welche die Sonne schien, und die sehr glänzten. Eine zahme Krähe, die man seit einem halben Jahre im Hause aufgezogen hatte, flog vom Hofraume, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, auf das offene Fenster, sprang auf den Tisch ins Zimmer, ergriff mit dem Schnabel einen mit Edelsteinen besetzten Ring, und flog damit auf einen Baum, der im Hofe stand. Der Schmuckarbeiter hatte ihr, ohne sich zu bewegen, zugesehen. Er ging ihr sogleich nach, und fand alle in Verlust gerathenen Sachen, außer jenen, welche man hinter dem Koffer entdeckt hatte, in einem Loch dieses Baumes.

So froh der Schmuckarbeiter war, daß er den Dieb

entdeckt hatte, und wieder zu seinem gestohlenen Eigenthume kam, eben so sehr schmerzte es ihn, daß er die Magd unschuldig verklagt hatte; denn nun war es ihm auch klar, daß die Krähe die Edelsteine hinter den Koffer getragen habe. Er eilte zu Gericht, machte die Unschuld des Mädchens bekannt, und both sich an, der gekränkten Magd Genugthuung zu leisten. Das Gericht fertigte ihr ein schmeichelhaftes Zeugniß ihrer ganz erwiesenen Unschuld aus; der Schmuckarbeiter führte sie nach Hause, bath sie in Gegenwart seiner Gesellen und Nachbarn um Vergebung, und versprach ihr, väterlich für sie zu sorgen.

Er hielt auch Wort. Sie blieb noch mehrere Jahre im Hause, und diente ehrlich und treu. Ein wackerer Tischlergeselle warb um ihre Hand; der Schmuckarbeiter kaufte ihm eine Meisterstelle, richtete seine Werkstätte mit allem Nöthigen ein, und gab der treuen Magd eine reichliche Ausstattung. Sie hatten an ihm bis zu seinem Tode einen großen Freund und Wohlthäter, der ihnen bey jeder Gelegenheit mit Rath und That an die Hand ging.

Seyd vorsichtig bey euren Spielen und Unterhaltungen.

1. Ein Knabe wird überführt.

Ein fünfjähriger Knabe kletterte am 3. May 1815 auf den Schranken, der auf beyden Seiten der abhängigen Straße jenseits der Kettenbrücke in Wien gegen den Prater zu, sich befindet; er ritt auf demselben, und schaukelte lustig hin und her. Aber in dem Augenblicke, als eine zweispännige Kalesche rasch vorüber fuhr, verlor er im Schaukeln das Gleichgewicht, fiel von dem Schranken herab, und kollerte unter den Wagen. Die Räder gingen über ihn, und er wurde, mit Blut bedeckt und ganz außer sich vor Schrecken, vom Plaze weggetragen. Zum Glück war tie,

fer Staub auf der Straße, in welchen ihn der Wagen eindrückte, wodurch verhindert wurde, daß er nicht tödtlich verletzt ward. Doch litt er viele Wochen hindurch große Schmerzen.

Wodurch hat sich dieser kleine Knabe das Unglück zugezogen? Ist es wohl klug, daß er auf einem hohen Schranken ritt? Warum nicht? Was war wohl leicht voraus zu sehen? War er aber nicht auch sehr unbesonnen, daß er sich einen Platz zum Spielen wählte, wo viele Wagen vorüber fahren, und wo er leicht unter dieselben gerathen konnte.

Liebe Freunde! ihr seyd schon älter und verständiger; was wollet ihr bey euren Spielen beobachten? — Der kleine Knabe ist sehr zu bedauern, daß er in dieses Unglück gerathen ist; jene, die über ihn die Aufsicht hatten, oder verständigere Leute hätten ihn, weil er selbst nicht so klug war, vor dem Unglücke warnen sollen. Was wollet ihr thun, wenn ihr ein anderes Kind ein ähnliches Spiel unternehmen sehet?

2. Ein Knabe ertrinkt bey'm Fischen.

Am 8. Julius 1815 Nachmittags ging ein zehnjähriger Knabe mit seinem jüngern Bruder an das Ufer der Donau in die Leopoldstadt, um mit der Angel zu fischen. Die Angel hing an einer langen und schweren Stange, welche er nur mit vieler Anstrengung schwingen konnte. Eben als er glaubte, daß ein Fisch an die Angel gebissen habe, und als er dieselbe ans Land schlaudern wollte, fiel ihm die Stange aus der Hand und in den Strom. Der Knabe wollte derselben nachheilen; er machte einen Sprung vorwärts ins Wasser, erhielt aber keinen Grund, ging unter, wurde von dem reißenden Strome fortgetragen, und kam nicht mehr zum Vorschein. Sein kleinerer Bruder fing ein jämmerliches Angstgeschrey an, und rief aus Leibes-

kräften um Hilfe, Die Schiffer eilten in Rähnen herbey, und ruderten nach dem Plage, wo der arme Knabe verunglückt war. Sie fuhren den Strom abwärts nach allen Richtungen, konnten aber nichts mehr von dem Verunglückten entdecken; er war ohne Rettung verloren. — —

Was lernet ihr, Kinder, aus dieser Unglücksge-
schichte? Ist das nicht eine gefährliche Unterhaltung, mit einer schweren Angelstange an einem reisenden Strome zu fischen? Konnte es nicht leicht geschehen, daß der Knabe, wie er sich anstrengte, die Angelstange zu schwingen, auf dem schlüpfrigen Boden ausglitschete, und ins Wasser fiel? Und da ihm die Stange aus den Händen gefallen, war es nicht höchst unbesonnen, in das Wasser, dessen Tiefe er nicht kannte, zu springen, um sie wieder zu erhaschen? Wie schwer mußte der arme Knabe seine Unbesonnenheit büßen! Freunde! seyd bedächtlicher bey allen euern Unternehmungen.

3. Ein Jüngling verunglückt in der Donau.

Freyherr von B*, ein munterer Jüngling von sechs-
zehn Jahren, glaubte sich schon der Aufsicht seines Hof-
meisters entwachsen, und wollte sich nicht mehr von ihm
rathen und zurecht weisen lassen, so gut es dieser mit ihm
auch meinte, da er dessen Leichtsinn und Unbesonnenheit
in vielen Fällen kennen gelernt hatte.

Im Junius 1816 ging er mit demselben und seinem
jüngeren Bruder in den Prater spazieren. Sie wählten die
Gegend des Stadtgutes bey der Schwimmschule, und
gingen an dem Ufer der Donau abwärts. Dort trafen
sie einen Kahn an. Der ältere Bruder sprang in denselben,
und lud seinen Bruder ein, ihm zu folgen, indem er vom
Lande stießen, und ihn an dem Ufer, den Strom abwärts
führen wollte. Schon war der Jüngere im Begriffe, an
dem unbesonnenen Wagestücke des Älteren Theil zu neh-

men, als der Hofmeister beyde bath, auf dem Trocknen zu bleiben, und da sie des Wasserfahrens unkündig wären, sich nicht der Gefahr auszusetzen, daß sie vom Strome fortgerissen würden und verunglückten. Der Ältere achtete nicht der Warnung, und drang in den Jüngeren, in das Schiffchen zu steigen, indem er sagte, daß gar nichts zu befürchten wäre. Doch der Hofmeister hielt diesen mit Gewalt zurück. Da stieß der Ältere, dem Hofmeister zum Troste, vom Lande; durch das Schwanken des Rahnes verlor er das Gleichgewicht, und stürzte in den Strom, der an diesem Orte tief und reißend war. Augenblicklich ward er von den Wellen verschlungen: man rief um Hülfe, aber niemand war zur Rettung da: der Unglückliche ertrank vor den Augen des Bruders und Hofmeisters, ohne daß diese ihm helfen konnten.

Der menschenfreundliche Gläubiger.

Bei dem großen Brande von Chateau d'Or war das Haus eines wenig bemittelten, aber grundehrlichen Handwerkers in Asche gelegt worden, und er hatte durch das Feuer auch den größten Theil seiner Arbeits-Stoffe und Werkzeuge verloren. Im Vertrauen auf Gott hoffte er bey seiner bekannten Ehrlichkeit Freunde zu finden, die ihm Geld vorstrecken würden, damit er sein Haus aufbauen, und das zum Betriebe seines Handwerkes nöthige Geräthe sich anschaffen könnte. Er glaubte bey seiner Geschicklichkeit und seinem gewohnten Fleiße in dem Verlaufe mehrerer Jahre sich so viel durch Sparsamkeit erübrigen zu können, daß er im Stande seyn würde, die in der jetzigen Noth gemachten Schulden zu bezahlen. Er fand Freunde, und alles ging nach Wunsch.

Mehrere Monathe nach dem Brande ging der Handwerker in ein benachbartes Dörfchen zu einem alten Manne,

um ihm den Zins von einer kleinen Summe Geldes zu überbringen, die ihm derselbe bey dem Antritte seines Gewerbes, lange vor dem Brande, vorgestreckt hatte. Er wollte ihn zugleich bitten, mit der Zurückforderung dieser Summe noch länger zu warten, weil er durch das erlittene Unglück lange nicht im Stande seyn würde, die Schuld abzutragen.

„Du bist mir ja nichts schuldig,“ sagte mit lächelnd freundlicher Miene der alte Schweizer. „Wollte Gott!“ entgegnete der Handwerker, „einen ehrlichen Mann drückt es hart, daß er die Schuld nicht erstatten kann, die Ihr mir auf Treue und Glauben als einem jungen Anfänger vorgestreckt habet. Doch Ihr seyd ein menschenfreundlicher Mann, Ihr seyd durch meinen Schuldbrief sicher gestellt, und hätte mich das Unglück des Brandes nicht betroffen, so würdet Ihr auch schon schon dankbar von mir bezahlt seyn.“

„Seh darüber ruhig, mein Bruder,“ sagte der ehrwürdige Alte, „und begib Dich in Frieden nach Hause; das Feuer, welches dein Haus verzehrt hat, hat auch die Schuldverschreibung verbrannt. Ich habe von nun an weder Capital noch Zinsen an Dir zu fordern. Trachte nur deine übrigen Gläubiger zu befriedigen, und mit Gottes Hülfe wird es Dir durch Fleiß und Redlichkeit gelingen.“

Der Handwerksmann wollte danken; der alte Schweizer geboth ihm Stillschweigen, und beyde schieden mit inniger Nührung und herzlichem Segnungen von einander.

Die Enkel tilgen die Schuld des Großvaters.

Der Kaufmann Fougassier zu Castre in Frankreich hatte unverschuldet bey seinen Handelsgeschäften allerley Unfälle erlitten, und war in seinem Vermögen so weit herabgekommen, daß er zuletzt genöthiget war, einen Bankerott zu machen, d. i. all sein weniges Vermögen

den Gläubigern zu überlassen, daß sie es verkaufen, und sich davon, so weit es reichte, zahlen sollten. Diese verloren dabey ansehnliche Summen, und Fourgassier war sehr gekränkt, daß die Sache ohne sein Verschulden ein so schlimmes Ende nahm. Er lebte bis zu seinem Tode in größter Armuth, und war sehr betrübt, daß seine Ehrlichkeit und sein guter Ruf, welche er bisher immer unversehrt erhalten hatte, durch den Bankerott in einem zweydeutigen Lichte erschienen: denn argwöhnische Leute konnten glauben, daß er durch eigene Schuld in schlechte Umstände gerathen sey, oder daß er sich heimlich, wie es manche gewissenlose Bankerottier gethan haben, etwas von seinem Vermögen zu seinem künftigen Unterhalte auf die Seite geschafft habe. Dieser Gedanke schmerzte ihn sehr, und noch auf dem Todsbette bat er seinen einzigen Sohn, thätig und sparsam zu seyn, mit allen Kräften auf Erwerbung eines Vermögens hinzuarbeiten, und wenn er in günstigere Umstände kommen sollte, den Gläubigern die Schulden des Vaters zu zahlen, und dadurch dessen Ehre im Grabe zu retten. Der Alte starb beyläufig vor achtzig Jahren.

Dem Sohne war das Glück eben nicht sehr günstig, und so sehr er es auch wünschte, konnte er es doch nicht so weit bringen, den Willen des Vaters zu vollziehen. Doch hatte er nicht fruchtlos gearbeitet; sein Hauswesen war im guten Stande, sein Credit befestiget, und eben dadurch hatte er seinen Söhnen die Mittel vorbereitet, in der Folge das zu thun, was ihm bisher nicht möglich gewesen war. Er starb mit den nähmlichen Ermahnungen und Bitten an seine Söhne, die einst sein sterbender Vater an ihn gemacht hatte.

Die letzten Worte des Vaters fielen nicht auf steinigen Grund. Die drey Söhne, zur Tugend, Rechtschaffenheit und Sparsamkeit erzogen, brachten es in wenigen Jahren zur Wohlhabenheit, und sie dachten nur, des Großvaters

und Waters Wunsch mit seltener Ehrlichkeit zu erfüllen. Schon vor zwölf Jahren gelang es dem ältesten derselben, Peter Fourgassier, der ebenfalls Kaufmann in Castre ist, den dritten Theil der Schuld zu tilgen, und er gab den zwey Brüdern dadurch ein nachahmungswürdiges Beispiel der Kindespflicht und Alternliebe. Diese blieben nicht zurück, Jacob und Anton Fourgassier tilgen nun den übrigen Rest der Schuld. Sie suchen überall Kinder und Kindeskinde der Gläubiger ihres Großvaters auf. Reisen, Mühe, Sorgen und Ausgaben schrecken sie nicht zurück, und sie schätzen sich am glücklichsten, wenn sie einen Gläubiger aufgefunden haben, dem sie alles bis auf den letzten Heller zurück bezahlen können. Diese seltene Redlichkeit hat nun Gelegenheit zu vielen schönen Handlungen gegeben, indem manche Gläubiger, durch das Beispiel der edlen Brüder ermuntert, das zurückbezahlte Geld zur Unterstützung der Armen und zu andern wohlthätigen Zwecken verwendet haben.

Vorsicht mit Feuergewehren.

Die Unglücksfälle, die alljährlich durch Feuergewehre veranlaßt werden, sind so zahlreich, und so oft sind Kinder das Opfer ihres leichtsinnigen Spieles, daß man nicht genug Warnungsgeschichten erzählen kann, um sie in dieser Hinsicht bedächtlicher zu machen. Hier folgen einige aus den letzten Jahren.

Nach einem angenehmen Spaziergange im Sommer 1814 setzte sich Herr Hugh Massy in seinem Hause zu Riversdale mit seiner Gesellschaft an den Tisch, um das Vesper-Brot einzunehmen. Jedermann war munter und froh. Auf dem Tische lag eine geladene Pistole mit einem Stecher, der sehr leicht ging. Einer von der Gesellschaft schob die Pistole auf die andere Seite des Tisches,

Der Stecher streifte vermuthlich an etwas; die Pistole ging los, und traf Herrn Hugh in den Kopf, daß er augenblicklich todt zur Erde sank. Man stelle sich den Schrecken der ganzen Gesellschaft und besonders desjenigen vor, der die Pistole berührt hatte.

Wie hätte dieser Unglücksfall leicht vermieden werden können? War es nicht höchst unvorsichtig, eine scharf geladene Pistole, die so leicht losging, auf dem Tische liegen zu lassen? Leider hatte der Eigenthümer derselben, Herr Hugh, für diese Unvorsichtigkeit nur zu schwer gebüßet.

z. Ein Mädchen wird durch einen Pistolenschuß getödtet.

Wie unvorsichtig es sey, geladene Gewehre in Wohnzimmern zu verwahren, beweiset folgende Unglücksgegeschichte, welche sich im April 1814 zu Großmühlungen ereignete.

Der Zimmermann Märten s war eben bey dem Bauer Paul auf einem Besuche, als dessen Tochter ein Kleidungsstück von dem hohen Schranke herabholten wollte. Sie konnte dasselbe nicht langem, hielt sich mit einer Hand oben an dem Schranke fest, und hüpfte in die Höhe, um es zu erhaschen. Der Schrank stand nicht fest, und durch die Schwere des Mädchens vorwärts gezogen, wollte er umfallen. In dem nämlichen Augenblicke sprang der Zimmermann schnell herbey, hielt mit einer Hand den Schrank, und da zu gleicher Zeit eine Pistole, die oben auf dem Schranke lag, herabfallen wollte, griff er diese mit der andern Hand auf. Sie war geladen, und ging los; die Kugel fuhr durch das Fenster, und traf da ein Mädchen, das mit ihrem Vater in der Straße Holz sägte, in den Hinterkopf so, daß es auf der Stelle todt blieb.

Der Schrecken aller Anwesenden läßt sich nicht beschreiben, und besonders die traurige Lage des braven Zimmermannes, der mit gefälliger Dienstfertigkeit, um ein

Unglück durch den Fall des Schrankes zu verhüten, un-
 schuldiger Weise ein noch größeres anrichtete. Ist es wohl
 verzeihlich, ein geladenes Schießgewehr in einer Wohnstube
 an einem Orte aufzubewahren, wo es nicht sicher lag?
 Welche Vorwürfe wird sich der Bauer Paul durch sein
 ganzes Leben deswegen machen?

3. Ein Schreiber erschießt seinen Amtsbruder.

Nach geendeter Amtsstunde gingen zu Anspach (es
 war im Jänner 1815) zwey Schreiber zu einem ihrer
 Freunde, um ihn zu besuchen. Er war nicht auf seinem
 Zimmer. Kurz vorher war er von einer Reise zurück ge-
 kommen, und hatte die geladenen Pistolen auf einen Nagel
 gehängt. Der ältere der beyden Schreiber, ein Mann
 von 23 Jahren, der doch bedächtlicher in seinem Thun und
 Lassen hätte seyn sollen, nahm eine Pistole in der Meinung,
 daß sie nicht geladen sey, von der Wand, spannte den
 Hahn, zielte auf seinen sechszehnjährigen Amtsbruder,
 drohete im Scherze, ihn zu erschießen und Unglück! — die
 Pistole ging los, die mörderische Kugel drang dem Jüng-
 linge durchs Herz, daß er auf der Stelle zu Boden stürzte.

Verzweifelnd warf sich der leichtsinnige Mörder auf
 seinen röchelnden Freund, bath ihn um Vergebung, be-
 nekte ihn mit seinen Thränen, und verwünschte die unselige
 That. Doch nichts mehr konnte den Unglücklichen ins Le-
 ben zurück rufen; er verschied in den Armen seines trostlo-
 sen Amtsgenossen.

Freunde! versetzt euch im Gedanken in die Lage des
 Mannes, der durch unverzeihlichen Leichtsinn seinen Freund
 gemordet hat, hört die Vorwürfe, die er sich macht, emp-
 pfindet die nagenden Gewissensbisse, die ihn Tag und Nacht
 quälen, und ihr werdet gewiß nicht mit Feueergewehren
 leichtsinnig spielen! — —

4. Ein Edelmann tödtet seinen kleinen Neffen.

Selbst Jäger und Jagdfreunde, die doch mit Schießgewehren gut umzugehen wissen, können großes Unglück anrichten, wenn sie die Besonnenheit verlieren, oder leichtsinnig diese mörderischen Werkzeuge gebrauchen.

Ein Edelmann besuchte im December 1814 seinen Bruder auf dem Landgute, und ging seiner Lieblingsunterhaltung, der Jagd, nach. Eines Tages nahm er seines Bruders Spürhund mit, der nicht sehr an Gehorsam gewöhnt war. Der Hund entlief ihm, und eilte gerades Weges nach Hause. Alles Rufen und Pfeifen war fruchtlos. Der jagdlustige Edelmann war darüber aufgebracht, und wollte den störrigen Hund dafür züchtigen. Hestig eilte er ihm nach, und fand ihn in der Kindstube seiner Schwägerinn, welche unpäßlich im Bette lag. Zur Seite stand ihr die Kindsmagd, mit dem einzigen, wunderschönen Söhnchen auf dem Arme, der süße Worte zu der Mutter lallte. Der Hund hatte sich unter das Bett verkrochen, und dort Schutz gesucht. Der erzürnte Jagdfreund reißt ihn hervor, und versetzt ihm etliche gewaltige Stöße mit dem Kolben seiner Flinte; das Gewehr geht durch das heftige Anstoßen los, die Kugel fährt dem Kinde durch den Kopf, und zerschmettert ihm elend das Gehirn. Das arme Würmchen, durch die Unbesonnenheit seines Oheims gemordet, fiel todt, die Magd aber ohnmächtig zu Boden.

Ergriffen von dieser Schauder-Scene lief der unbesonnene Jäger wie wahnsinnig im Zimmer herum, verwünschte sein Leben, und suchte den Tod, indem er sich bey Bruder und Schwägerinn als den Mörder ihres Kindes anklagte. Durch eigenen Schmerz selbst tief gebeugt, suchten diese doch den unglücklichen Bruder zu beruhigen, und ihrer thätigen Liebe und ihrem Edelmuthe verdankt er es, daß er nicht in Wahnsinn versiel, der ihn lebenslänglich

unglücklich gemacht hätte. Der Name des getödteten Kindes verfehlt noch jetzt alle drey in tiefe Betrübniß, und oft beweinen sie mit stummen Thränen die Unbesonnenheit des unglücklichen Jagdfreundes, dem das Bild des getödteten Nefen immer vor Augen schwebt, und neue Vorwürfe macht.

5. Ein Holzwächter wird verwundet.

Ein Holzwächter, ein alter Mann und Vater mehrerer Kinder, ging zu Ende Aprill 1815 auf dem Holzplatz in der Brigitten-Au bey Wien sorglos seinen Geschäften nach, als er plötzlich von dem jenseitigen Ufer der Donau herüber in den Fuß geschossen wurde. Er stürzte zusammen, man kam ihm zu Hülfe, und rief einen Arzt herbey. Dieser fand, daß die Kugel durch die Wade bis zum Schienbeine gedrungen war, und fest steckte. Er schnitt sie ihm heraus. Die Kugel selbst war schon platt gedrückt, und ließ vermuthen, daß sie von einem Steine abgeprellt, und von da dem Holzwächter in den Fuß gefahren sey.

Wer war nun wohl der unvorsichtige Schütze, der dieses Unglück angerichtet hatte? — Ein Bewohner des jenseitigen Ufers, der öfters zur Unterhaltung mit Kugelflugen auf Raben schießt. Er hatte nicht vermuthet, daß ihm ein Mensch in den Schuß kommen könnte, und hätte auch Niemanden beschädiget, wenn seine Kugel nicht abgeprellt wäre. Aber höchst unvorsichtig war es doch, an einen Ort hinzuschießen, wo Menschen öfters hin und her gehen.

Doch der Beschädigter erkannte seinen Fehler, und eilte selbst dem Beschädigten mit Hülfe und Unterstützung zu, die der alte Mann mit seinen Kindern um so mehr brauchte, da er durch die Fußwunde auf längere Zeit außer Stand gesetzt war, seinem täglichen Erwerbe nachzugehen. Der unglückliche Schütze hat es auf sich genommen, die Cur-Kosten zu bezahlen, und so lange er leben wird, Wohlthäter an der Familie des Beschädigten zu seyn.

6. Eine Slavakinn verwundet einen Mühl- jungen

Ein Mühljunge zu Bruck an der Leitha hatte im März 1816 eine Flinte geladen, um mit derselben nach den Ratten zu schießen, die sich bey den Wasserwerken zahlreich sehen ließen. Die Flinte versteckte er unter Brettern, welche im Hofe aufgeschichtet waren.

Eine Slavakinn, immer voll munterer Laune und muthwilligen Scherzes, welche ihren Weizen in der Mühle mahlen ließ, und gern mit dem Mühljungen schäkerte, entdeckte die Flinte unter den Brettern, ergriff sie, und drohete im Scherze, sie auf ihn loszufeuern. Sie vermuthete gar nicht, daß die Flinte geladen sey. Wie sie dieselbe zum Gesichte nahm, und den Hahn spannte, blieb ihr weiter Hemden-Armel an dem Zinkchen hängen; die Flinte ging los, und der Schuß streifte den Mühljungen oben an der Nase neben den Augen nach der Seite. Der Bursche stürzte zu Boden, und man hielt ihn für verloren, (denn man glaubte, daß vielleicht einige Schrotte in das Gehirn gedrungen seyen). Häufiges Blut floss, und er verlor alle Besinnung; halb todt wurde er vom Plaze getragen; doch durch ein unbegreifliches Glück war die Verwundung an der Wurzel der Nase nur leicht, und weder das Gehirn noch die Augen waren verlegt. Doch brauchte die Wunde einige Monathe, bis sie heilte.

Die Slavakinn wurde wie wahnsinnig vor Schrecken, als sie das Unheil sah, welches sie durch ihren muthwilligen Scherz angerichtet hatte, und seit dieser Zeit geht sie trübsinnig und schwermüthig herum. Der gewöhnliche Frohsinn und die muntere Laune haben sie ganz verlassen.

6. Muthwilliger Scherz eines Knaben.

Im Herbst 1815, als der Raubmörder Grasel mit seiner Bande in einigen Gegenden Oesterreichs haufete, und

die Gefahr vor seinen Anfällen, wie es bey bergleichart Gelegenheiten zu geschehen pflegt; durch das Gerede der Leute viel mehr vergrößert wurde, als es nöthig war, versahen sich die Reisenden mit Waffen, um sich leichter gegen jeden Angriff vertheidigen zu können. So hatte auch der Müllermeister B* von Loibersdorf, wenn er üblichlich auf den Mehlmarkt nach Wien fuhr, eine geladene Pistole zu sich genommen. Wenn er nach Hause kam, wurde die Pistole in den Gewehrkasten gehängt, derselbe versperret, und der Schlüssel abgezogen.

Lange Zeit darauf, im Frühjahre 1816, als die Gefahr vor Räubern und die geladene Pistole schon lange veressen waren, blieb der Schlüssel am Gewehrkasten stecken. Des Müllers Sohn, ein Knabe von dreyzehn Jahren, bekam Besuch von seinen Gespielen. Da wurden nun nach andern Schäkereyen auch die Gewehre aus dem Kasten genommen, und gemustert. Des Müllers Sohn war schon oft mit seinem Vater auf der Jagd gewesen. Jedes Gewehr nahm er zum Gesichte, und zeigte, wie er schieße, und aus welchem er am sichersten treffe.

Die Reihe kam auch an die Pistole. Diese gehört, sprach er, gegen die Räuber. Fällst du mich an, sagte er zu dem dreyzehnjährigen Wagnersohne, so bist du des Todes. Dieser war furchtsam, und wich zurück, wie jener ihm so im Scherze drohte. Des Müllers Sohn, der nicht glaubte, daß die Pistole geladen sey, wollte ihn noch mehr ängstigen, und zielte nach ihm. Der andere sprang bey der Thür hinaus, und als er sich um die Schwelle herum bog, ging die Pistole los, und der Schuß fiel ihm in die Schulter. Der arme Knabe stürzte zu Boden, und häufiges Blut floß aus der Wunde. Des Müllers Sohn war wie gelähmt vor Schrecken. Tausendmahl verwünschte er seinen muthwilligen Scherz, und bath seinen Freund um Verzeihung, Aber alles dieses konnte das Übel nicht mehr gut machen.

Hätte er vorher bedacht, was für traurige Folgen sein unbessonnener Muthwillen haben könne, so hätte er das Unglück nicht angerichtet!

Der menschenfreundliche Samaritan.

Am 1. Februar 1815 ging die Gattinn eines Pontonniers = Gefrehten Abends nach zehn Uhr aus der Stadt Wien, wo sie Dienstverrichtungen hatte, in die Vorstadt Rossau nach Hause. Am Michaeler-Platz bog sie gegen die Herrengasse um die Ecke, und wollte einem dicht vorbey fahrenden Fiaker = Schlitten ausweichen; aber sie nahm den Sprung zu kurz, der Schlitten schänderte gegen das Haus, die Deichselstange erreichte und streifte sie an der rechten Brust, und warf sie zu Boden.

In dem ersten Schrecken glaubte sie, nicht viel beschädiget worden zu seyn; aber sie konnte kaum aufstehen. Nur mit vieler Anstrengung half sie sich auf die Beine, und schlenderte mühsam an den Häusern, an deren Mauern sie sich anhielt, den Kohlmarkt hinab, um zu einer Freundin zu gelangen, welche sie bitten wollte, daß sie sie nach Hause begleiten möchte. Als sie aber auf den Graben kam, konnte sie nicht mehr weiter, und sank ganz erschöpft an einer Hausthor-Säule nieder.

Da kamen nun mehrere Menschen vorüber, sahen das Weib in Schmerzen liegen und jammern, fühlten wohl Mitleid, bekümmerten sich aber nicht um dasselbe, und gingen ihren Weg weiter. Manche wünschten zwar, daß die arme Frau zu einem Wundarzte oder anderswo hingebracht und dort gepflegt werden möchte; aber sie legten nicht selbst Hand an, machten auch keine weitere Vorkehrung. In diesem traurigen Zustande, so ganz verlassen, wie sie in halb vernehmlichem Tone nach Hülfe ächzete, fand sie ein edler, menschenfreundlicher Graf, (es war ein Fremder in Preussi-

schen Diensten, der sich während des Congresses in Wien aufhielt). Er näherte sich der beschädigten Frau, erkundigte sich mit liebevoller Herablassung nach dem Unglücke, das ihr zugestoßen war, ward von Mitleiden gerührt, und bezahlte auf der Stelle Leute, welche sie mit Hilfe seines Bedienten zu ihm nach Hause in sein Zimmer bringen mußten. Hier schickte er augenblicklich nach einem Wundarzte, ließ sie untersuchen und pflegen, und sprach ihr recht freundschaftlich Trost zu. Da der Arzt erklärte, daß die Beschädigung nicht sehr gefährlich sey, und daß die Frau leicht könnte in ihre Wohnung gebracht werden, daß es ihr auch dienlich seyn würde, bey den Ihrigen Ruhe und Erholung zu genießen, so mietete der gute Graf einen Wagen, ließ die Frau mit Arzeneyen versehen, beschenkte sie reichlich, und schickte sie mit dem herzlichsten Wunsche einer baldigen Genesung nach Hause.

Liebe Kinder, hat der menschenfreundliche Graf und zwar als Fremder nicht, wie der Samaritan im Evangelium, sich als Helfer und Tröster an dem beschädigten fremden Weibe bewiesen? Was wollet ihr von ihm lernen? Wollet ihr es, wenn ihr Unglücklichen begegnet, so machen, wie die Leute, welche bey dem Weibe vorüber gingen, ohne sich seiner anzunehmen? Werdet ihr es bloß bey dem Wünschen belassen, wie jene, welche zwar wollten, daß ihm geholfen werde, aber nicht selbst halfen? Wie wollet ihr es machen, wenn ihr wahrhaft Unglückliche sehet?

Ein Mädchen wird durch die Magd zum Stehlen verleitet.

Ein Mädchen, (ich will seinen Namen nicht nennen, weil ich hoffe, daß es sich schon gebessert hat,) hatte einen großen Hang zum Naschen, und konnte der Lust nicht widerstehen, ein Paar Kirschcn, eine Birne, einen Apfel in

der Speisekammer heimlich wegzumausen. In Milch und Sahne wurde geschwind ein Brotkrümchen getunkt, oder von der Butter ein Stückchen auf das Brot gestrichen. Die Mutter glaubte nun gar nicht, daß ihre zwölfjährige Tochter so etwas thun würde, und hatte die Magd in Verdacht, die freylich auch nicht ganz unschuldig war.

Am Sonntage kam eine gut gemerkte Schnitte vom Kalbsbraten weg, einige Tage vorher hatte ein Viertel von einem jungen Huhne in der Speisekammer gefehlt, und bald darauf geriethen sechs Birnen in Verlust, welche die Mutter gut gezählt hatte. Da sagte die Mutter, indem sie einen bedeutenden Blick auf die Magd warf: „Ich muß einen Dieb im Hause haben, und es muß herausgebracht werden, wer der ist.“ Die Magd, die auch schon wegen mancher Veruntreuungen beym Einkaufe und in der Küche der Mutter verdächtig war, hütete sich nun sorgfältig, auch nur das Geringste zu entwenden, und lauerte, ob sie nicht jemanden beym Naschen ertappen könnte. Und dieses gelang ihr auch bald. Die kleine Tochter schlich sich wieder in die Speisekammer, und füllte ohne Erlaubniß der Mutter ihre Taschen mit Obst und Confect. Aber ach, in eben diesem Augenblicke führte das Unglück die Magd an die Thür!

„Ha, ha!“ rief sie, „nun wissen wir doch, wer unser Hausdieb ist; die Mamsell also selbst, der Mama liebes, guterzogenes Döchterchen! Setz nur mit mir vor in das Zimmer, und zwar mit den vollen Taschen, damit im Hause und in der ganzen Nachbarschaft bekannt wird, wer die Speisekammer bestiehlt.“

„Ach, um Gotteswillen!“ sprach mit weinerlicher Stimme das Mädchen, „nur der Mama verrathe mich nicht; ich will dir geben, was du willst, nur mache mich nicht zu Schanden!“ — „Ey, seht doch,“ erwiederte die Magd, „damit die Mamsell nicht in Schande bestehe, soll ich mich im Hause für eine Diebinn ansehen lassen. Nein,

nein, daraus wird nichts, und nur gleich heraus, oder ich rufe die Mama.“ Das Mädchen fiel der Magd um den Hals, und bath so lange und schön, bis sie sich erbitten ließ. Zum Lohne der Verschwiegenheit gab ihr das Mädchen einen Silberzwanziger, den sie von ihrer Tante zum Geschenke bekommen hatte, und ein elfenbeinenes Nadelbüchschchen mit Carlsbader Nadeln.

Das Mädchen glaubte sich nun geborgen; aber von diesem Tage an war sie in der Gewalt der Magd, und wurde von derselben ordentlich zur Diebinn gebildet. Alles, was dieses böse Geschöpf von dem unglücklichen Mädchen verlangte, mußte ihr verschafft und gegeben werden: denn bey der mindesten Weigerung drohete sie, die ganze Speisekammer-Geschichte der Mama zu erzählen. Hatte die Magd Lust zu einer Tasse Kaffeh, zu einer Butterschnitte, oder zu einem Stücke Schinken, Braten oder Gebackenen, so mußte das Mädchen das Verlangte aus der Speisekammer hohlen; brauchte die Magd Seide, Zwirn, Wolle, Strick- und Nähnadeln oder Flecke Leinwand und Zeug, so mußte es das unglückliche Mädchen aus dem Arbeitstische der Mama bringen; wollte die Magd auf den Tanz gehen, so wurde das Mädchen über die Commode der Mutter geschickt, um ihr feine Strümpfe, feine Sack- und Halstücher zu verschaffen. Oft verleitete sie das unglückliche Kind sogar, ihren Aeltern Geld zu entwenden und es ihr zu bringen. Immer wurde ein Schritt weiter gethan, und immer sank das verführte Mädchen tiefer. Die böse Magd drohete ihr in jedem Augenblicke, wenn sie sich nicht nach ihrem Willen fügte, daß sie alle ihre Schelmenstreiche der Mutter entdecken, und in die ganze Nachbarschaft verbreiten werde.

Eines Tages brachte das Mädchen ein fremdes Schnupftuch aus der Schule, welches eine Mitschülerinn vergessen hatte. Die Magd beredete das Mädchen, ihr dasselbe zu schenken, und schmeichelte ihr gar sehr, als sie dasselbe er-

halten hatte. Dieses war Anreizung genug für das unglückliche, verführte Mädchen, sich an fremdem Eigenthume noch ferner zu vergreifen. In der Folge brachte sie Scheeren, Nadeln, Knäuel Zwirn, Wolle u. dgl. der Magd aus der Schule, welches alles sie heimlich entwendete. Die Magd wußte dem unglücklichen Mädchen so viel vorzuspiegeln, und wenn gute Worte nichts fruchteten, durch allerley Drohungen es dahin zu bringen, daß sie ihr verschaffte, was diese nur immer wünschte.

Aber man trägt den Krug so lange zum Brunnen, bis er bricht, sagt das Sprichwort. Der Schullehrer hatte schon lange gemerkt, daß mehrere Sachen in der Schule in Verlust gerathen waren, aber nie den Dieb auskundschaften können. Auch ein Theil des von den Schülern gesammelten Geldes für die Winterheizung des Schulzimmers wurde ihm in der Hälfte November 1814 nach und nach entwendet. Durch diesen bedeutenden Diebstahl ward er aufmerkamer gemacht, und verdoppelte seine Wachsamkeit auf alle Personen, die ihm verdächtig waren. Aber auf dieses Mädchen hatte er doch nie einen Argwohn gehabt.

Nach einigen Tagen ging wieder etwas Zwirn und das Schulgeld eines Knaben, der es in der Schulbank vergessen hatte, verloren. Das Mädchen hatte sich, nachdem die Knaben aus ihrer Classe entlassen waren, in das Schulzimmer derselben geschlichen. Andere Mädchen aus dem Arbeitszimmer hatten sie gesehen. Das Entwendete wurde aber vermißt, als die Mädchen entlassen waren. Der Verdacht mußte also allein auf dasselbe fallen. Sie entschuldigte sich auf alle mögliche Art, und läugnete alles rund ab. Es wurden ihre Taschen untersucht. Auch da fand man nichts. Nun ließ der Schullehrer, der aus den verworrenen Antworten des Mädchens immer mehr Verdacht schöpfte, dasselbe entkleiden, um der Sache auf den Grund zu kommen, und siehe da! sie hatte das Entfremdete wohl verwahrt.

Mit Thränen und unter Schluchzen, gestand sie nun, daß sie alles bisher Vermißte genommen, und der Magd zu Hause gegeben hätte. Die Ältern erhielten Nachricht davon. Sie waren äußerst betrübt, schlugen die Hände zusammen, und konnten lange nicht glauben, was sie vernahmen. Sie hörten es endlich aus dem Munde ihres unglücklichen, verführten Kindes selbst. Das Mädchen schwamm in Thränen, gestand, wie sie auch zu Hause, durch die Magd verführt und verleitet, Manches entwendet hatte, und flehete um Vergebung. Es war dem armen Kinde schon leichter ums Herz, daß es alle seine Vergehungen in den Schooß der Ältern ausgeschüttet hatte, und nicht mehr in der Gewalt der bösgesinnten Magd war, wenn auch eine noch so schwere Züchtigung folgen sollte.

Die Magd wurde dem Gerichte übergeben; sie gestand ihre schlechte That, und daß sie die Sachen und das Geld, welche ihr das verführte Mädchen gebracht, meistens auf Mäscherey und Kleidung verwendet hatte. Sie wurde derb gezüchtigt. Aber auch dem Mädchen blieb die Strafe nicht aus, welche sie sich als eine reumüthige Sünderinn gern gefallen ließ, und sie nahm sich vor, sich alles Ernstes zu bessern. Dieses versöhnte sie einiger Mäßen mit ihren Ältern, besonders als diese durch längere Zeit bemerkten, daß die Tochter den Fehler ganz abgelegt hatte. Denn Anfangs hatten sie ihre ungerathene Tochter gar nicht sehen wollen. Aber sie hatte noch andere üble Folgen ihres Fehlers zu leiden. Durch die Schuljugend wurden ihre Streiche allenthalben bekannt, und da sie schon bey ihren Mitschülern und Gespielinnen alles Zutrauen verloren hatte, so wurden ihr auch durch längere Zeit alle Häuser der Bekannten verschlossen; man deutete mit Fingern auf sie; niemand wollte mehr Umgang mit ihr haben. Das schmerzte das Mädchen in die Seele, und wie ihr eine solche wohlverdiente Beleidigung widerfuhr, wurde der Vorsatz erneuert,

nie wieder ein ähnliches Vergehen sich zu Schulden kommen zu lassen, und — zu ihrer Rechtfertigung sey es gesagt — sie hat bis jetzt Wort gehalten.

Liebe Kinder! war es nicht Naschhaftigkeit, welche das Mädchen allmählich in so großes Unglück gestürzt hatte? Hüthet euch vor diesem Fehler; nur zu viele Kinder haben einen Hang zur Nascherey, und der kleine Nascher wird leicht ein Dieb.

Hätte doch das Mädchen, als sie von der Magd in der Speisekammer ertappt wurde, es geschehen lassen, daß ihre Naschhaftigkeit der Mutter bekannt geworden wäre! Hätte sie sich damahls der verdienten Strafe unterzogen, und angefangen sich zu bessern, wie große Vergehungen hätte sie dadurch vermieden! Lasset euch's, liebe Kinder, zur Warnung dienen, lieber bey Zeiten eure Fehler den Altern zu gestehen. Scheuet die Strafe nicht; sie dient zu eurer Besserung. Verheimlichte Fehler sind wie ein verborgenes, ansteckendes Geschwür, das immer weiter um sich greift, und zuletzt unheilbar wird.

Lernet aber auch aus dieser traurigen Geschichte, wie mißlich es sey, in der Gewalt böser Menschen zu gerathen. Zu welchen niederträchtigen Streichen hat die böse Magd das unglückliche Mädchen verleitet! Es hätte vielleicht noch was Ärgeres geschehen können, wenn der Schullehrer die Dieberey nicht entdeckt hätte! Wißet, daß jede böse Handlung, wenn man sie noch so versteckt verübt, dennoch bekannt wird, und daß ihr gewiß die Strafe folgt. Ist es daher nicht besser, den Fehler offenherzig zu gestehen, als noch andere böse Menschen zur Verheimlichung deselben zu gebrauchen?

Tödtlicher Biß der gemeinen Mutter.

Der Municipal-Rath Dürst von Altdorf, im Rezat-Kreise im Königreiche Baiern, ein junger

Mann von 39 Jahren, wollte am 28. April 1815 in Begleitung eines Freundes und Bürgers eine Fußreise nach Nürnberg machen. Ungefähr halben Weges, eine halbe Stunde vor Fischbach erblickten beyde Reisende eine Natter mitten im Walde quer auf dem Fußsteige liegen, den sie gingen. Die Natter wollte nicht ausweichen. Der Begleiter des Dürst berührte sie mit seinem Stocke, um sie aus dem Wege zu treiben; allein sie blieb unbeweglich auf der Stelle liegen. Da griff Dürst, ungeachtet es ihm sein Begleiter widerrieth, nach derselben, und hob sie mit der Hand auf. Wie nun Dürst die Natter in seiner rechten Hand hielt, bog sie sich mit dem Kopfe gegen dieselbe, und biss ihn in das zweyte Glied des Daumens und hierauf in das dritte Glied des Zeigefingers. Dürst schüttelte schnell die Natter ab, und sagte seinem Begleiter, daß er von derselben verwundet worden sey, und daß ihn der Biss wie ein Bienenstich schmerze. Beyde Wunden sahen so aus, als wenn er sich mit einer Nadel gestochen hätte, und auf jeder derselben war ein einzelner Tropfen Blut, welches Dürst, wie mehrere Leute, wenn sie sich gestochen oder geschnitten haben, es zu thun pflegen, mit dem Munde ausaugte, während sein Begleiter die Natter mit Steinwürfen tödtete.

Beyde verwundeten Glieder schwellen so gleich auf. Dürst's Begleiter brachte, wie man es bey Bienenstichen zu thun pflegt, sogleich kühle und feuchte Erde herbey, und legte sie auf die verwundeten Finger. Hierdurch wurde auf einige Zeit der brennende Schmerz gelindert; aber der Mund fing stark zu schwellen an.

Beyde Reisegefährten setzten nun ihren Weg weiter fort. Dürst fürchtete keine große Gefahr. Als sie ungefähr eine Viertelstunde gegangen waren, befahlen Dürsten große Übelkeiten; er setzte sich kraftlos auf einen Baum-

stamm nieder, und versicherte seinen Gefährten, daß es ihm nicht möglich sey, weiter zu gehen. Er sagte, daß er ein Bittern am ganzen Leibe habe, und so geängstiget wäre, als ob er sterben müßte.

Der Kranke wurde nun nach Fischbach gebracht, und so gleich ein reitender Bothe um ärztliche Hülfe nach Altdorf geschickt. Die Hände des Kranken wurden schwarz und kalt, Mund und Leib waren hoch aufgeschwollen. Man reichte ihm, was bey Vergiftungen sehr gewöhnlich und auch nützlich ist, frisch gemolkene Milch, wovon er beynah eine halbe Maß trank. Doch sie nutzte ihm nichts. Das Ubel hatte schon zu sehr über Hand genommen; er wurde immer schwächer und schwächer, und starb eine Viertelstunde darnach, ehe noch der Arzt kam, ziemlich ruhig, ohne ein Wort zu sagen.

Die Natter wurde nachher aufgesucht und gefunden. Es war dieselbe das Weibchen der gemeinen oder Europäischen Natter, auch Kupferschlange, und bey uns Otter (*Coluber berus*) genannt. Schon öfters sind Personen von Fischbach und der Gegend von dieser giftigen Otter gebissen worden, so daß sie ebenfalls am ganzen Leibe geschwollen sind, und alle Kräfte verloren haben. Diese Personen haben sich nur allein dadurch gerettet, daß sie die verwundeten Theile so weit als möglich, in kühle Garten = Erde eingeschlagen haben.

Noch jetzt herrscht die Meinung allgemein, daß giftige Nattern bey uns nicht angetroffen werden, und daß sie nur in warmen und heißen Ländern heimisch sind. Aber dieser traurige Vorfall widerlegt diese Meinung nur zu sehr. Auf dem Lande aufgewachsen, habe ich oft gesehen, daß Knaben eine Natter, die sie im Walde, auf Steingeröllern, in Gebüschen u. s. w. antrafen, gegen einander schläuberten, mit dem Stocke, auch mit der Hand angriffen, und so ihr muthwilliges, oft grausames Spiel mit derselben triez

ben. Ich wußte nicht, welcher Gefahr sie sich dadurch aussetzten. Auch ich glaubte damahls, daß es keine giftigen Nattern bey uns gebe, und ich mahnte diese Knaben nur darum von diesem Unfuge ab, weil es mir leid that, daß sie ein Thier muthwillig quälten. Ihr aber, meine Freunde, die ihr nun wißt, wie gefährlich der Biß der Otter werden kann, werdet euch vor derselben hüten. Ich will euch kurz die Naturgeschichte derselben anführen, damit ihr sie näher kennen lernet. Aber besser ist es, wenn ihr euch mit den Nattern gar nichts zu thun machet, und ihnen ausweicht; es könnte euch eine giftige Otter aufstoßen, ohne daß ihr sie kennet.

Diese gemeine oder Europäische Natter ist ein bis zwey Fuß lang, selten wird sie länger gefunden. Sie hält sich in Wäldern an kühlen Orten, zumahl gern auf steinigem Boden auf, und bewohnt Maulwurfshöhlen und andere Löcher in der Erde. In der Schweiz, Italien und Frankreich wird sie noch häufiger als bey uns in Deutschland gefunden. Sie hat einen walzenförmigen Körper, der Kopf ist fast herzförmig, der Schwanz zugespitzt, der ganze Körper mit Schuppen und Schildern bedeckt. Manche sehen aschfarbig, manche grau, manche braun, und einige schwärzlich aus. Sehr genau kann man sie erkennen an einem dunkelbraunen Streife, der durch die Augen läuft, und an dem großen, braunen, herzförmigen Flecke auf dem Kopfe.

Das Gift dieser Nattern ist eine gelblichte Feuchtigkeit, die sich im Munde hinter den langen krummen Zähnen in Bläschen sammelt. Die Zähne, womit sie Menschen und Thiere zwar nur eine leichte Wunde beybringen, sind hohl und stehen mit den Giftbläschen in Verbindung. Durch den Druck der Zähne bey dem Beißen werden auch die Bläschen gedrückt, aus welchen das Gift in die Zähne, und durch dieselben in die Wunde gelangt. Sind die

Bläschen nicht angefüllt, so bewirkt der Biß nur eine Entzündung, wie dieses der Fall bey den Leuten von Fischbach gewesen seyn mag, die sie durch Auflegung der Garten-Erde heilten. Sind die Bläschen aber voll, so ist der Biß tödtlich, wenn nicht gleich wirkfame Gegenmittel angewendet werden.

Zwar thun diese Nattern den Menschen nichts zu Leide, wenn sie nicht gereizt werden: aber man hat sich besonders in gebirgigen, steinigten Waldungen, wo sie häufiger sind, sehr zu hüten, und sich vor ihnen in Acht zu nehmen. Bisweilen hebt man einen Stein auf, unter welchem die Natter liegt, oder man tastet auf einen Moosklumpen, in welchen sie sich versteckt hat, und man wird ganz unversehens gebissen. Besonders ist die Natter sehr reizbar, wenn sie in Gesellschaft ihrer Jungen ist, die sie zu 6 bis 8 jährlich zweymahl gebiert. Sie lebt von Fröschen, Eidechsen, Mäusen und andern kleinen Thieren. Sie lauert denselben in ihren Schlupfwinkeln auf, springt auf sie zu, beißt und verwundet sie. Durch das Gift der Natter werden sie ohnmächtig, fallen dahin, und sind ihre Beute. Bey dem Menschen bringt ihr Biß gewöhnlich Entzündung, Kälte, Ohnmachten, Irreden und zuletzt den Tod hervor.

Erwachen der Scheintodten.

In dem Osterreichischen Kaiserstaate besteht die Verordnung, daß die Todten erst zweymahl vier und zwanzig Stunden nach ihrem Hinscheiden dürfen begraben werden. Ein Arzt muß sie beschauen, und ein Zeugniß ausstellen, daß sie gewiß todt sind. Nur bey Menschen, die an sehr ansteckenden Krankheiten verstorben sind, wird von dieser Verordnung abgewichen, und diese Todten dürfen eher zur

Erde bestattet werden, weil ihr Leichnam früher zu verwesen anfängt.

Meine jungen Leser werden wohl nicht wissen, warum diese Verordnung gegeben ist, und warum man strenge auf die Beobachtung derselben hält? Manche Verstorbene scheinen nur todt zu seyn, und sind es wirklich nicht; sie befinden sich in einem Zustande ohne alle Empfindung, ohne Bewußtseyn, und haben aufgehört, Athem zu hohlen. Es sind Viele wieder zum Leben erwacht, oft erst im Grabe, wo keine Rettung für sie mehr möglich war. Ist der Mensch wirklich todt, so fängt der Leichnam bis in zwey Tagen zu verwesen an, und verräth die Verwesung durch den faulen Geruch sehr deutlich. Da ist kein Zweifel mehr, daß er todt ist, und er wird gewiß nicht todtscheinend begraben. Man hat viele Beyspiele von Todtscheinenden, die wieder zum Leben gekommen sind; hier folgen zwey, aus den letzten Jahren.

1. Ein Kind erwacht zum Leben.

Zu Straßburg wurde ein Knäblein, erst 35 Tage alt, am 21. Julius 1814 von Zuckungen (Fraisien) befallen. Um die Mittagsstunde verlosch anscheinend das Leben, das Athmen hörte auf, der Körper wurde steif und erkaltet. Man machte die Anzeige dieses Sterbefalles bey der betreffenden Behörde. Abends um neun Uhr, nachdem das Kind entwickelt, und als todt hingelegt war, bewegte es sich, und kam plötzlich wieder zum Leben. Man stelle sich die Freude der Ältern vor, die es schon mit vielen Thränen beweint hatten. Die Mutter drückte es mit inniger Wonne ans Herz, und reichte ihm die Brust, aus welcher das Kind mit Begierde trank. Es erhobte sich nach und nach, und genas zur Verwunderung aller, die seinen Tod für wahr gehalten hatten.

2. Ein Scheintodter Soldat erwacht.

Ein Soldat vom 39sten Englischen Regimente starb zu Cork in Irland am 4. Junius 1815. Er blieb wie gewöhnlich durch zwey Tage in der Caserne ausgesetzt, und wurde dann in den Kirchhof der Nicolaus-Kirche getragen, um dort begraben zu werden. Am 6. Junius, eben als man den Sarg in die Erde senken wollte, hörten die dabey gegenwärtigen Soldaten in dem Innern desselben viel Geräusch. Sie öffneten den Sarg, und sahen zu ihrem größten Erstaunen, daß ihr Camerad wieder zum Leben zurückgekommen sey, indem er mit Händen und Füßen alle Anstrengungen machte, den Deckel aufzusprengen. Sie trugen ihn nun im offenen Sarge nach der Caserne zurück, wo er wieder genas.

Wären diese beyden Scheintodten nicht verloren gewesen, wenn man sie früher begraben hätte? Handeln jene Leute nicht thöricht, welche den Pfarrer durch Bitten zwingen wollen, daß er ihre verstorbenen Angehörigen vor der bestimmten Zeit beerdige?

Anhänglichkeit einer Katze.

Die Katze, dieses tückische und treulose Thier, dem man nie ganz trauen darf, hat doch oft eine Zuneigung und Anhänglichkeit an Menschen, die ihr Wohlthaten erwiesen haben, gezeigt, die man bewundern muß. So hatte ein Student in Halle in Sachsen die Katze der Frau, bey der er wohnte, durch Liebkosungen so an sich gewöhnt, daß sie fast beständig auf seiner Stube war, und sich ungern von ihm trennte. Sie erhielt gute Bissen von seinem Mahle; ihr war es sogar erlaubt, den Teller zu lecken, sie schlief in seinem Bette, saß neben dem Buche, in welchem er las, und schien überhaupt mehr ihm, als ihrer Gebietherin anzugehören.

Im Winter 1815 wurde der Student von einem Faulfieber befallen, welches so furchtbar um sich griff, daß er im kurzen dem Tode nahe gebracht wurde, und auch bald daran starb. Während seines Hinscheidens war die Tochter seiner Zimmerfrau bey ihm gewesen, und stürzte darauf mit dem Ausrufe: O Gott! jetzt stirbt Herr L. ! in das Zimmer ihrer Mutter.

Auf diesen Ausruf läuft die Kaze eilig zur Thür hinaus, und hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen.

Die Ratten als Diebe.

Ein Kutscher in Wien hatte im Sommer des Jahres 1816 sein durch lange Zeit erspartes Geld, welches in abgenützten Einlösungsscheinen bestand, in dem Wagenschoppen hinter einen Kasten versteckt, und glaubte, daß es hier gegen jeden Diebstahl am besten verwahrt wäre. Er hatte es sorgfältig in altes Papier eingewickelt. Nach einiger Zeit sah er nach seinem Gelde, und man stelle sich seine Bestürzung vor — er fand es nicht an dem bestimmten Orte.

Da warf er schon auf diesen und jenen einen Verdacht, und argwohnte, seine Barschaft sey ihm diebischer Weise entwendet worden. Er hatte so ganz unrecht nicht; aber es waren ganz andere Diebe, die sein verstecktes Eigenthum enttragen hatten, als er glaubte. Denn da er in dem Schoppen sehr sorgfältig nachsuchte, fand er seine Einlösungsscheine, oder vielmehr Stücke derselben zerbitzen und zerfressen. Die Ratten, durch das daran klebende Schmier und Fett angelockt, hatten sich über die Scheine hergemacht, sie vom Plage weggezogen, und zu kleinen Stücken zernaget.

Diese Geschichte lehrt, daß man mit kluger Vorsicht sein Eigenthum verwahren müsse. Wie hart war dieser

Kutscher bestraft, daß er so einfältig sein erspartes Geld in schmierigem Papiere verwahrt hat! Es konnte ihm doch nicht unbekannt seyn, daß Ratten im Wagenschoppen sich aufhalten, und daß diese Thiere alles Beschmierte gern benagen. Hätte er es in eine blecherne Büchse verschlossen, und dorthin versteckt, so hätten ihm die Ratten nichts anhaben können. Man sieht auch, wie ungegründet oft der Verdacht ist, den man bey einem Verluste auf andere wirft, und wie vorsichtig man in lieblosen Beschuldigungen seyn muß. Die Unordentlichen, die ihre Sachen nicht gut verwahren, fassen am leichtesten einen falschen Argwohn.

Der menschenfreundliche Kosak *).

Ein Kosak hatte im Julius 1813 französische Kriegsgefangene nach Berlin begleitet. Der Weg ging durch geplünderte und verheerte Dörfer, wo für bares Geld kein Wissen Brot zu haben war. Hungerig und abgemattet erreichten sie die Stadt, warfen sich neben der Straße unter schattigen Linden auf den Rasen hin, und harrten lange, bis man ihnen Quartier und Nahrung anweisen würde.

Der Kosak, sonst der Schrecken der Franzosen, hatte Mitleiden mit den Gefangenen. Er knüpfte seinen Gürtel los, zog einen französischen Thaler hervor, rief einen Buben, der ihm zunächst stand, herbey, gab ihm durch gebrochene Worte und durch Zeichen zu verstehen, daß er für diesen Thaler Brot kaufen, und es ihm bringen sollte. Der Bube eilte schnell fort, kam aber nicht wieder. Er hatte wohl gemerkt, daß der Kosak von seinen Gefangenen sich nicht entfernen dürfte; er hatte den Thaler betriegerischer Weise sich zugeeignet, und war mit demselben ent-

*) Diese Geschichte ist aus der zweyten Auflage der *Wahren Geschichten* hierher übertragen.

wischt. — Was haltet ihr von diesem Knaben? Wenn er in der Jugend schon so verschlagen und diebisch war, was wird aus ihm geworden seyn?

Nachdem der Kosak eine gute Weile vergebens die Zurückkunft dieses bösen Knaben erwartet hatte, fing er zu murren und mit geballter Faust zu drohen an, warf aber zugleich einen mitleidigen Blick auf die ausgehungerten Gefangenen hin, als wollte er sagen: Der kleine Schurke, den ich um Brot schickte, ist Ursache, daß ihr noch länger hungern müßet. In dem Augenblicke ging ein anständig gekleideter Mann vorüber. Der Kosak hielt ihn beym Kleide fest, knüpfte schnell seinen Gürtel auf, nahm einen zweyten Thaler hervor, und bath ihn, so gut er sich mit gebrochenern Deutschen Wörtern verständlich machen konnte, Brot für die ausgehungerten Gefangenen zu kaufen. Der Mann ehrte die wohlthätige Absicht des Kosaken, ging zum nächsten Bäcker, kaufte Brot, und trug es mit Hülfe eines Knaben, den er herbeygerufen, in einem Korbe dem Kosaken hin. Dieser zerschnitt die Brote in große Stücke, und theilte sie brüderlich unter die Gefangenen aus, die heißhungrig große Bissen verschlangen. Einer derselben wurde durch die menschenfreundliche Handlung des Kosaken so gerührt, daß er aufstand, und ihm dankbar die Hand schüttelte. Da umarmte ihn der Kosak und sagte: „Ich Mensch, du Mensch, dort oben,“ indem er gen Himmel wies, „unser Vater!“ Er wollte sagen: Wir sind alle Gottes Geschöpfe, unter einander Brüder, einer muß dem andern helfen, wo er kann. —

Wie gefällt euch die edle Einfalt und Gutmüthigkeit des Kosaken? Was haltet ihr von dem Herrn, der so bereitwillig Brot herbey schaffte? Was wollt ihr von beyden lernen?

Necket die Hunde nicht.

Muthwillige Knaben necken oft fremde Hunde, und wissen nicht, welchen Gefahren sie sich aussetzen. So ein Bube schlug im Hofe eines Wirthshauses mit einer langen Peitsche öfters nach einem Kettenhunde; derselbe ergrimmete, riß die Kette ab, fiel über den Buben her, und würde ihn elend zugerichtet haben, wenn die Hausleute auf sein Geschrey ihm nicht schnell zu Hülfe gekommen wären. Eine starke Wunde am Oberarme war der Lohn seines Muthwillens.

Voriges Jahr neckten drey Knaben, welche nach dem Dorfe H^z. spazieren gegangen waren, einen großen zottigen Bauernhund, welcher auf dem Dache des Schweinstalles stand, über welchen die Hofplanke kaum reichte. Die Knaben glaubten sich vor dem Hunde sicher, weil die Planke sie von ihm trennte, und stachen mit ihren Stöcken, in die er grimmig biß, tapfer auf ihn los. Da sie es aber dem Hunde gar zu arg machten, setzte er mit einem Sprünge über die Planke, faßte einen Knaben beym Schenkel, und verwundete ihn so sehr, daß er vom Platze weggetragen werden mußte. Die Wunde heilte viel schwerer, weil der Hund vor Zorn fast wüthend war. Die andern zwey Knaben hatten sich durch die Flucht gerettet. Nur durch die Hülfe der herbey geeilten Bauern wurde der Knabe dem grimmigigen Thiere entrisen.

Wie sehr man sich vor fremden Hunden in Acht nehmen müsse, lehrt folgende sehr traurige Geschichte, welche sich am 21. August 1814 auf der Debreßiner Heide in Ungarn zugetragen hat.

Emerich Preny, ein begüteter Edelmann in Ungarn machte eine Landreise, um ein mehrere Meilen entlegenes Gütchen, das zu verkaufen war, zu besichtigen. Die große Debreßiner Heide, über welche sein Weg

ging, nährt sehr große Herden Hornvieh und Schafe; die Hirten ziehen mit denselben von einer Gegend zur andern, und bleiben Tag und Nacht im Freyen. Sie liegen in kleinen Erdhütten mit Rohr gedeckt, und sind immer von halb wilden, großen Schäferhunden umgeben, von denen jeder Hirt zehn bis zwölf und auch noch mehrere hat. Die Herden breiten sich oft auf eine Strecke einer Meile aus, und das Geschäft der Hunde ist es, sie zusammen zu halten, und vor den Anfällen der Wölfe und der Viehdiebe zu beschützen. Daher sind die Hunde oft Stundenweit von dem Hirten entfernt.

In eine solche menschenleere Gegend, wo nur Vieh weidet, kam der Edelmann am oben erwähnten Tage auf seiner Landfahrt. Er bemerkte, daß in einem seitwärts liegenden Gehölze Wildänten waren; er stieg aus, ließ seinen Wagen vorwärts fahren, und ging in das Gehölze. Er lauerte eine Viertelstunde, und schöß dann eine Ante. Aber durch den Schuß wurden zugleich acht bis zehn Schäferhunde aufgeschreckt, die sogleich herbey kamen, und ihn anfielen. Vergebens vertheidigte er sich mit dem Flintenkolben gegen diese grimmigen Thiere, die ihm so sehr an Zahl überlegen waren. Von seinem Wagen zu weit entfernt, und noch entfernter von jeder andern Hülfe, konnte er sich bald des Anfalles von allen Seiten her nicht mehr erwehren, und wurde so auf der Stelle von den Hunden zerrissen.

Der Hund, des Menschen Freund und Gefährte.

So gefährlich es ist, fremde Hunde zu necken, eben so nützlich kann uns der Hund in Bewachung des Eigenthums und auf der Jagd werden. Auch hat sich der Mensch kein Thier so anhänglich gemacht als den Hund; keines empfängt von ihm so viele Beweise der Zuneigung und

Liebe, als derselbe. Aber der Hund vergilt die Wohlthaten, die er von dem Menschen erhält, durch die aufrichtigste Freundschaft und eine unerschütterliche Treue, die er in den größten Gefahren seines Herren bewähret. Er opfert Leben und Blut für ihn, und geht oft mit vieler Klugheit zu Werke, daß man fast Überlegung bey ihm vermuthen dürfte.

Viele Beyspiele von Anhänglichkeit und Treue der Hunde werden erzählt. Hier folgen einige, die weniger bekannt sind, und welche muthwillige Buben diesen nützlichen Hausthieren geneigter machen, und sie abhalten sollen, dieselben aus Leichtsinne zu necken und zu quälen.

1. Der Pudel des Baron von Gleichen.

Der Naturforscher Baron von Gleichen hatte einen kleinen Pudel, der ihm außerordentlich zugethan war. Er war mehrere Jahre lang sein Gesellschafter und Schlafkamerad. Fast jeden Morgen kroch er aus seinem Lager, welches er unter einem Teppiche bey den Füßen seines Herrn hatte, hervor, und schlich mit leisen Schritten über die Bettdecke hin, um ihm gleichsam einen guten Morgen zu wünschen. Merkte er, daß der Herr noch schlief, oder die Augen zugemacht hatte, so kroch er mit eben der Behutsamkeit, um ihn nicht zu wecken, wieder zu den Füßen hinunter.

Eines Morgens hielt Baron von Gleichen den Athem absichtlich zurück, als ihn der Hund überall im Gesichte beroch, und blieb unbeweglich liegen, als ob er todt wäre. So gleich fing der Hund an, ihn auf dem Halse und auf der Brust zu kragen, und nöthigte ihn bald, sich zu bewegen, um dem Hunde zu zeigen, daß er noch lebe. Diesen Beweis der Liebe wiederholte der Pudel immer, so oft sein Herr sich todt stellte.

Baron von Gleichen kam eines Morgens nach Nürnberg, und fuhr darauf mit seinem Pudel, der

nie vorher an diesem Orte gewesen war, durch verschiedene enge Gassen in die Mahler-Academie, welche sehr weit von dem Gasthose entfernt lag, in welchem er eingekehret war. Der Hund saß bey ihm in dem Wagen. Er hielt sich zwey Stunden in der Academie auf, und war eben im Begriffe in seinen Wagen zu steigen, um nach dem Gasthose zurück zu fahren, als er seinen Hund vermißte. Er ging wieder in die Academie zurück, um ihn zu suchen. Aber alles Rufen und Suchen war vergeblich. Er mußte also, so leid es ihm war, ohne seinen treuen Pudel zurück kehren.

Wie sehr aber erstaunte er, als er den Hund vor der Thür des Zimmers im Gasthose fand, und hier von ihm auf das zärtlichste bewillkommnet wurde. Vermuthlich wurde dem Hunde in der Mahler-Academie die Zeit zu lange, und er ging einen Weg zurück, den er nie vorher gegangen war, noch gesehen hatte, und den mancher Bothe, der ihn zum ersten Mahle gehen sollte, schwerlich ohne Wegweiser finden würde.

2. Ein Hund vertheidiget seinen Herrn gegen Räuber.

Ein reisender Kaufmann ritt in einer sehr dunkeln Nacht durch einen großen Eichenwald, und hatte, da er die Messe zu Frankfurt am Main besuchen wollte, viel Geld bey sich. Langsam ging sein Pferd auf der nur selten von fernen Blitzen erleuchteten Straße vorwärts. Plötzlich stürzten zwey Kerl, Laternen in der Hand tragend, aus dem Gebüsche hervor, und eilten ihm entgegen.

Er sah im Scheine der Laterne, daß jeder einen großen Säbel am Gürtel und einen gewichtigen Knittel in der Hand trug. Eine große schwarze Dogge, der ähnlich, die dem Kaufmanne vor zwey Monathen entführt worden war, schlich hinter ihnen einher.

Der Kaufmann erschrak, und stieß einen Schrey des Entsetzens aus, als er sah, daß sie auf ihn mit drohenden

Geberden zuliefen. Er zog rasch beyde Pistolen, und schoß sie gegen die Räuber ab. In dem Augenblicke erhielt er einen Schlag von hinten, und stürzte besinnungslos zur Erde.

Der Morgen war nahe, und es fing zu dämmern an. Der Kaufmann erhobte sich von der Betäubung, und ein Wesen schmiegte sich hart an ihn an, drückte und leckte ihn. Er schlug die Augen furchtsam auf, er entdeckte die gefürchtete große schwarze Dogge neben sich, die in Gesellschaft der Räuber zu seinem Angriffe gekommen war, und erkannte in ihr seinen ihm entführten Caro, der ihm schon vorlängst so viele Beweise seiner Anhänglichkeit und Treue gegeben hatte. Der Hund umtrippelte, beschnarchte, liebte und leckte ihn, indem er ein ängstliches Geheul ausstieß.

Man stelle sich die überraschende Freude des Kaufmannes vor, als er seinen treuen Hund neben sich sah: aber seine Freude verwandelte sich in ein Erstaunen, als er sich von der Erde aufhob, und nicht weit von sich beyde Räuber ohne Besinnung und im Blute schwimmend, auf der Erde liegend, antraf. Der eine war, von dem Pistolen-Schusse in dem Unterleibe schwer verwundet, gesunken; den andern, der den Kaufmann durch einen Schlag mit dem Knittel vom Pferde zu Boden gestreckt, hatte der treue Hund, der seinen Herrn auf der Stelle wieder erkannte, wüthend angefallen, und erbärmlich zerfleischt.

Der Kaufmann eilte, von seinem treuen Caro begleitet, in das nächste Dorf, hohlte Leute und einen Wundarzt; die Räuber erhobten sich durch ärztliche Hülfe allmählig, und gestanden, als man sie für zwey berühmte Räuber erkannte, nicht nur eine Anzahl der gräßlichsten Verbrechen, die sie begangen hatten, sondern trugen auch durch ihre Aussagen viel zur Aufhebung mehrerer ihrer Mitschuldigen bey.

3. Zwey Hunde retten ihren Herrn zwey Mahl aus der Lebensgefahr.

Ein Pohnischer Edelmann hatte zwey große Hunde, welche seine steten Begleiter waren. Einst ritt er Abends, aus der Stadt nach Hause zurückkehrend, bey einem großen, mit Gestrüppe bewachsenen Teiche vorüber. Der Wind nahm ihm den Hut, und warf denselben ins Wasser.

Der Edelmann stieg ab, band das Pferd an einen Baum, und kletterte an dem Ufer des Teiches in denselben hinein, indem er sich an dem Gestrüppe festhielt, und in das Wasser beugte, um den Hut zu erhaschen; allein in demselben Augenblicke riß der Ast ab, woran er sich hielt, und er fiel in den Teich.

Zum Unglücke waren dieses Mahl seine zwey treuen Hunde nicht bey ihm; aber sie hatten die Gewohnheit, wenn er des Abends nicht zeitlich nach Hause kam, ihm eine Strecke Weges entgegen zu gehen, und in dem Augenblicke, als ihrem Herrn das Unglück begegnete, waren sie nicht weit von ihm entfernt. Der Edelmann stieß unwillkürlich, als er im Wasser lag, ein Angstgeschrey aus; die Hunde erkannten die Stimme ihres Herren, liefen herbey, und suchten ihn auf. Sie kamen an den Teich, und erkannten im Schimmer des Mondes die aus dem Wasser hervorragenden Füße so gleich für jene ihres Herrn. Beyde sprangen ins Wasser, packten ihren Herrn an, und zogen ihn heraus. Ängstlich beleckten sie ihm Gesicht und Hände, und liebkoseten ihn; allein der Edelmann hatte alle Besinnung verloren, und lag wie leblos da. Die Hunde wichen nicht von seiner Seite.

Nach ungefähr zwey Stunden aber erhobte er sich, und schlug die Augen auf. Da sah er zum größten Vergnügen die beyden treuen Hunde bey sich, die ihm durch alle nur möglichen Liebkosungen ihre Freude über sein Erwachen zu erkennen gaben. Der Edelmann kam nach und

nach zu Kräften, er setzte sich auf sein Pferd, und ritt langsamem Schrittes seiner Wohnung zu. Die Hunde begleiteten ihn auf beyden Seiten, und verwandten kein Auge von ihm.

Seine Familie hatte ihn ängstlich erwartet, weil er wider seine Gewohnheit viel länger ausgeblieben war. Man stellte sich das Schrecken derselben, als sie ihn so abgemattet und durchnäst ankommen sahen, und ihre Verwunderung vor, als er erzählte, wie ihn seine treuen Hunde aus der Lebensgefahr gerettet hatten. Von nun an wurden die Hunde als treue Hausfreunde mit aller Sorgfalt gepflegt.

Ein zweyter Unglücksfall begegnete dem Edelmann einige Zeit darauf. Er ritt in Begleitung der zwey Hunde durch einen großen Wald. Zwey Bären kamen auf ihn los. Die Hunde gingen ihnen wüthend entgegen; aber sie konnten es nicht verhindern, daß die Bestien über das Pferd herfielen, und es zu Boden rissen. Sie würden den Edelmann selbst getödtet haben, wenn er nicht eiligt, während sie mit dem Pferde beschäftigt waren, die Flucht ergriffen hätte.

Indessen kämpften die Hunde mit den Bären, und sie mußten sich tapfer gewehrt haben, wie man an dem andern Tage gesehen hatte; denn ein Bär lag todt auf dem Schlachtfelde, der andere mußte entflohen seyn; die beyden Hunde lagen in einiger Entfernung, und leckten einander die Wunden, die sie im Kampfe mit den Bären erhalten hatten. Einer war so übel zugerichtet, daß er noch am nähmlichen Tage starb. Das Pferd war ganz zerfleischt; aber der Hintertheil desselben, auf welchem der Mantelsack lag, war noch unversehrt.

4. Ein Hund rettet einen Knaben aus dem Wasser.

Ein Knabe von fünf Jahren spielte am Ufer des Flusses *Dyne* in England. Er warf Hölzchen in das Wasser, und fischte sie wieder heraus. Bey diesem Spiele bog

er sich zu weit über den Fluß hin; der Oberleib bekam das Übergewicht, und der Knabe stürzte in den Fluß, welcher ihn wie einen Ball mit sich fortriß.

Am entgegengesetzten Ufer ging ein Herr mit einem sehr großen zottigen Hunde spazieren. Der Hund schwamm sehr gut, und trug alles, was man ihm ins Wasser warf, heraus. Der Herr zeigte dem Hunde den im Wasser verunglückten Knaben, und befahl ihm, denselben herauszuholen. Der Hund sprang in den Fluß, arbeitete sich mit Blitzesschnelle gegen den Knaben hin, welchen das Wasser schon weit abwärts getragen hatte, faßte ihn mit den Vorderzähnen bey der Leiste des Beinkleides, und brachte ihn glücklich ans Ufer. Der Herr nahm den Knaben menschenfreundlich auf seine Arme, und trug ihn zu den Altern, welche ihm und seinem wackern Hunde nicht genug für die Rettung ihres innig geliebten Kindes danken konnten.

5. Ein Jagdhund entdeckt den Mörder seines Herrn.

Ein Marschall Frankreichs hatte auf den Marquis M^{te} wegen verschiedener Rangstreitigkeiten einen unverföhllichen Haß geworfen, und faßte den unmenschlichen Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er schlich ihm in dem Walde, wo der Marquis allein mit seinem Hunde jagte, nach, und tödtete ihn meuchelmörderisch durch einen Pistolenschuß.

Der Hund des Getödteten blieb bey dem entseelten Leichname liegen, leckte dessen Wunde, und schügte ihn gegen die Raubthiere und Raubvögel. Nur der äußerste Hunger zwang ihn, nach Hause zurück zu kehren, und er verkündigte die traurige Geschichte des Herrn durch Winseln und Heulen.

Da man wußte, daß der Marquis in Begleitung des Hundes auf die Jagd gegangen war, so vermuthete man bey den traurigen Geberden des Hundes gleich ein Unglück. Der Hund nahm einige Nahrung zu sich, und machte sich

wieder auf den Weg. Man folgte ihm auf dem Fuße nach. Noch in der Stadt kam ihm von Ungefähr der Mörder seines Herrn entgegen. Er fuhr ihn wüthend an, biß und zwickte ihn in den Fuß. Nur mit Mühe konnte man ihn von dem Marschall losreißen. Der Hund lief gerades Weges wieder zu dem Leichname, und man sah da den schrecklichen Mord, der an dem Marquis verübt worden war. Der Leichnam wurde in die Stadt gebracht; der Hund wich nicht von demselben, bis er beerdiget war, und brachte noch einige Tage auf dem Grabe desselben zu.

Der Hund war lange Zeit über den Tod seines Herrn sehr traurig, und lag einsam in einem Winkel. Die Diener des Getödteten waren dem Hunde jetzt noch mehr zugethan, da er den Schmerz über ihren unglücklichen Herrn mit ihnen theilte. Sie suchten ihn zu erheitern, und lockten ihn mit sich, so oft sie ausgingen.

Da geschah es nun wieder, daß er dem Marschall begegnete, und er stürzte, wie das erste Mal, wüthend auf ihn los. Dieses erregte Verdacht, besonders da man den unverföhllichen Groll desselben gegen den Marquis wußte. Die Sache kam vor den König. Der Hund und der Marschall wurden vorgerufen. Der Hund wiederholte seine wüthenden Angriffe gegen ihn vor den Augen des Königs; der Verdacht wurde bestärkt, der Marschall in strenges Verhör genommen, wo er auch den Mord gestand. Der Mörder wurde mit dem Rade hingerichtet, und der Hund gewann die Gnade des Königs, dem er mit aller Liebe und Treue bis an seinen Tod zugethan war. Diese Geschichte ist aus einer alten Chronik entlehnt.

Wie viele Klugheit der Hund bey manchen Gelegenheiten beweiset, zeigt folgende Thatsache:

6. Ein Hund läuft am Ufer, weil er stromaufwärts nicht schwimmen kann.

Den Professor Uildgaard begleitete sein Hund

G i o r d a n o auf allen seinen Reisen. Er schiffte einst auf dem Flusse Po in Italien stromaufwärts. Bey der Nacht wurde der Hund, welcher zur größten Keuschheit gewöhnt war, sehr unruhig, heulte und winselte auf dem Schiffe, ohne daß Herr A b i l g a r d begreifen konnte, was ihm fehlte. Als es Tag wurde, setzte er seine Klagen fort, bis er plötzlich über Bord sprang, und nach dem Ufer hinschwamm, wo er denn das that, was seine Keuschheit ihm nicht erlaubte, auf dem Schiffe zu thun. Hierauf setzte er sich von Neuem in den Fluß, und suchte das Schiff wieder zu erreichen. Da aber das Schiff gegen den Strom arbeitete, und dieser den Hund, so sehr er sich auch bemühte, immer zurückwarf, so war es ihm unmöglich, das Schiff einzuhohlen, und Herr A b i l g a r d fürchtete schon, daß der Hund der übermäßigen Anstrengung unterliegen, und endlich von den Fluthen verschlungen werden würde.

G i o r d a n o hatte lange vergeblich gesucht, gegen den Strom zu schwimmen; er sah die Unmöglichkeit ein, auf diese Art das Schiff zu erreichen; er kehrte plötzlich um, und suchte wieder ans Land zu kommen. Hier stand er einen Augenblick still, und betrachtete das Schiff, gleichsam als wenn er überlegen wollte, was zu thun sey. Auf einmahl fing er aus allen Kräften längs dem Ufer hinauf zu laufen an, so daß sein Herr ihn plötzlich aus dem Gesichte verlor.

Mittlerweile rückte das Schiff auf eben dem Wege im Strome fort, den der Hund auf dem Lande gelaufen war. Endlich sah man ihn wieder am Ufer, und zwar eine ziemliche Strecke vor dem Schiffe, von wo er abermahls sich ins Wasser stürzte, und darauf den Strom abwärts zum Schiffe hinschwamm, wo man ihn dann aufhob. — Geräth man bey dieser Geschichte nicht in Versuchung zu glauben, daß der Hund reiflich überlegt habe, wie er sich am leichtesten aus der Verlegenheit, in der er sich befand, reißen, und zu seinem Herrn gelangen könne?

7. Ein Hund weiß, welche Zeit es ist.

Der Kaufmann E. zu Halle hat jetzt noch eine kleine Mopsbündinn, die er alle Tage mit in sein Gewölbe nimmt, welches einige Straßen weit von seiner Wohnung entfernt ist. Dieses kleine Thier weiß die Zeit äußerst genau. So bald die Glocke zwölf Uhr schlägt, steht es von seinem Sitze auf, dehnt und streckt sich ein Paar Mahl, läuft zu seinem Herrn hin, springt an ihm in die Höhe, zupft und kratzt ihn, und fängt ein großes Gejaule und Geheul an, gleichsam als wollte es ihm sagen, daß es nun die Zeit wäre, zum Mittagsmahl nach Hause zu gehen.

Schließt sein Herr nicht gleich seinen Schreibtisch zu, und macht er sich zum Fortgehen nicht fertig, so fängt es an zu knurren, und beißt ihn am Ende aus Ungebuld in die Beine. Geht sein Herr fort, so weiß es sich vor Freude nicht zu fassen. Alles dieses wiederhohlt die kleine Bündinn, an jedem Mittage, so wie auch Abends mit dem Schlage 7 Uhr, wo es Zeit ist, nach Hause zu gehen.

8. Ein Hund findet den Schatz seines Herrn wieder auf.

In dem Kriegsjahre 1813 verbarg jeder, wo ein Überfall des Feindes zu befürchten war, alle seine Kostbarkeiten; denn man wußte aus Erfahrung, daß die Franzosen überall raubten und plünderten. In N., einer kleinen Gränzstadt von Steyermark gegen Kärnthen, hatte ein Bürger seinen kleinen Vorrath von Silbergeld in einen blechernen Topf gethan, denselben fest verschlossen, und an einem wohl-bemerkten Orte vergraben.

Das Spätjahr, in welchem dieser Krieg angefangen hatte, zeichnete sich durch ungewöhnliche Regengüsse aus, durch welche die Flüsse so anschwellten, daß sie aus ihren Ufern traten, allenthalben Verheerungen anrichteten, und ganze Strecken Erdreichs mit sich fortrissen. Schon war durch die ersten glücklichen Gefechte, in welchen die tapfere

Osterreichische Armee unter Anführung des wackern Generals, Baron v. Hiller, die Feinde weit von den Gränzen zurückslug, jede Gefahr eines feindlichen Einfalls entfernt, und jeder suchte seine verborgenen Habseligkeiten hervor. Auch der Bürger wollte seinen Nothpennig an dem Orte, den er sich lange, aus Furcht verrathen zu werden, nicht zu betreten getraut hatte, wieder zu Tage fördern, als er mit Schrecken gewahr wurde, daß keine Spur mehr von dem wohlbemerkten Plage da war: alles hatten die Fluthen ausgewühlt und weggeschwemmt. Traurig sah er nach der Stelle hin, wo sein Weniges, das er sich im Schweiß des Angesichtes sauer durch Arbeit erworben hatte, verborgen gewesen, und er erblickte eine Schlucht, wo noch vor einigen Wochen ebenes Land gewesen war. Der Fluß hatte hier alles durchgewühlt, und mit sich fortgerissen. Sein Geld hielt er ohne Rettung für verloren.

Niedergeschlagen über den für ihn großen Verlust, ging er einige Wochen nachher mit seinem Hunde, den er oft ins Wasser zu heßen pflegte, fern vom Hause am Ufer des Flusses hin. Das Wasser stand nicht mehr hoch, und der Fluß wälzte sich in verschiedenen Krümmungen durch neue Beete, die er sich bey der letzten Überschwemmung ausgewühlt hatte. Der Hund sprang mit freudigen Geberden gegen seinen Herrn, um ihn aufzufordern, daß er ihm etwas ins Wasser zum Rapportiren werfen möchte. Der Bürger warf ihm einen Stein hinein.

Raum war der Hund im Wasser, so fing er eifrig mit den Vorderpfoten am Grunde zu wühlen an, und wollte etwas mit der Schnauze fassen, was ihm aber nicht gelang. Er setzte dieses lange Zeit mühsam fort, indem er immer den Kopf unter das Wasser tauchte. Der Herr rief den Hund zurück, dieser gehorchte nicht; vielmehr heulte und bellte er immer mit Eifer und Gier auf seine Beute, die er vergebens in die Höhe zu heßen sich bemühte. Schon

hatte er sie bis an die Oberfläche des Wassers gebracht, als er sie wieder fallen ließ.

Neugierig watete der Bürger durch das Wasser hin zu dem Hunde, um den Gegenstand seines Bemühens selbst empor zu heben. Er griff auf den Grund, und zog — seinen Topf mit dem Gelde heraus. Der Strom hatte ihn bey der Überschwemmung so weit mit fortgewälzt, und da liegen gelassen. Herr und Hund sprangen freudig mit dem Hunde zur Frau nach Hause, die noch immer über den Verlust ihres ersparten Geldes sehr bekümmert war. Diesen Dienst, den der Hund den braven Bürgerleuten erwiesen hatte, suchten sie ihm durch eine fortdauernde gute Verpflegung und durch Liebkosungen aller Art zu vergelten.

Wie hatte nun der Hund den Topf gefunden? Der Stein, den der Bürger in den Fluß zum Rapportiren geworfen hatte, war durch ein glückliches Ungefähr in die Nähe des Topfes gefallen, den der Hund schon oft gesehen, und daher im Wasser wieder erkannt haben mußte. Gewohnt die Sachen seines Herrn aufzufinden, machte er sich gleich über denselben her, und vergaß den Stein, der ihm geworfen worden war. Vielleicht hat der sehr feine Geruch des Hundes beygetragen, das Eigenthum seines Herren zu erkennen.

9. Ein Hund weicht nicht von seinem erfrorenen Herrn.

Am 8. März 1814 Abends wurde der Abdecker der Herrschaft Ehrnau von Massendorf bey Loben mit Schriften und Brieffschaften nach dem Dorfe Michael gesendet. Er trat den Weg in Begleitung seines kleinen Hundes an. Es war sehr kalt, und fing zu schneyen an. Die Nacht überraschte ihn mitten auf dem Wege; ein starker Wind erhob sich, und trieb ihm den Schnee in die Augen, daß er kaum vorwärts sehen konnte. Alle Wege hatte der Schnee bedeckt und unkenntbar gemacht; die Gräben und

Schluchten waren angefüllt, und ganze Schneeberge thürmten sich an Hügeln und Bäumen auf. Die ganze Gegend bekam eine andere Gestalt, und durch die finstere Nacht wurde sie noch unkennbarer. Der Abdecker verlor den Weg, und gerieth in eine mit Schnee angefüllte Schlucht.

Vergebens suchte er sich herauszuarbeiten, Wind und Schneegestöber füllten dieselbe nur immer mehr an. Da war keine Rettung möglich. Der arme Mann wurde hoch mit Schnee bedeckt, und erstickte.

Man vermischte gleich des andern Tages den Verunglückten, aber man konnte ihn nicht auffinden: er war in der Dunkelheit der Nacht zu weit von dem Wege abgekommen. Zudem dauerten Wind und Schneegestöber noch immer fort, welche jede Spur und jeden Fußtritt von ihm ganz vertilgt hatten. Erst am 23. März, also nach 15 Tagen, da der Schnee großen Theils geschmolzen war, fand man ihn auf den Feldern von Timmersdorf; und sein Hund war es, der den Leichnam seines Herrn entdecken half.

Dieses getreue Thier saß auf dem Schnee, unter welchem sein Herr begraben war; er hatte sich eine Höhle durch den Schnee bis zu seinem todten Herrn gegraben. Er lief wechselweise zu demselben hin, liebkosete und leckte ihn, und sang dann erbärmlich zu heulen an. Jedem, der sich der Leiche näherte, wies er die Zähne, und erst dann, als er von mehreren Leuten weggeschreckt wurde, nahm er die Flucht nach Hause. So brachte dieser treue Hund volle 15 Tage und Nächte bey der Leiche seines Herren zu, und man konnte nicht erheben, welche Nahrung der Hund während dieser Zeit zu sich genommen habe, da man ihn in den nächstgelegenen Dörfern während dieser Zeit mit keinem Auge gesehen hatte.

Inhalt.

	Seite
Schöne Züge der Wohlthätigkeit.	7
Das Gespenst.	16
Spielet nicht mit dem Feuer.	19
Eine kleine Gabe von großem Werthe.	21
Die Rosaken und der Jude.	22
Was du findest, gib zurück.	23
Man spiele nicht unvorsichtig mit scharfen Waffen.	28
Unter einem schlechten Rocke wohnt oft ein edles Herz.	32
Unsittelichkeit und Grausamkeit gegen Thiere.	34
Wohlthätige Krankenpflege.	39
Das Leiten der Wagenpferde ist keine Sache der Kinder.	40
Kindliche Liebe.	43
Wer sich in Gefahr begibt, kann in derselben umkommen.	45
Eine Kriegs-Scene, vor der das menschliche Herz zurückschäudert.	51
Eine erfreulichere Anekdote.	53
Wohlwollende Herzensgüte.	54
Achtung gegen den Lehrer.	56
Schöne Züge der Redlichkeit.	57
Dienst und Gegendienst.	60
Betrug durch Aberglaube.	66
Wunderbare Täuschung im Traume.	76
Menschenrettung.	77
Folge des Eigensinnes.	83
Mutterliebe.	84
Hänget euch an keine Wagen an.	85
Ein mathwilliger und verderblicher Scherz.	88
Verzeihung ist schöner als Rache.	90
Edelmüthige Wohlthätigkeit.	91
Folgen der, Trunkenheit in mehreren Beyspielen.	95

I n h a l t.

	Seite
Eine Wohlthat, zu der sich oft Gelegenheit darbiethet.	101
Vorsicht bey dem Wasserfahren.	102
Vorsicht mit Feuer und Licht.	109
Der wohlthätige Landwehrmann.	115
Weichet behuthsam den Pferden aus.	117
Der Pudel als Lebensretter.	119
Menschenfreundlichkeit des Kaisers Alexander.	120
Ein junger Mensch erfriert.	121
Zornmüthigkeit, Zanksucht, Schlägerey.	123
Nöthige Aufsicht über Wahnsinnige.	127
Der Argwohn täuscht oft.	130
Seyd vorsichtig bey euren Spielen und Unterhaltungen.	132
Der menschenfreundliche Gläubiger.	135
Die Enkel tilgen die Schuld des Großvaters.	136
Vorsicht mit Feuergewehren.	138
Der menschenfreundliche Samaritan.	145
Ein Mädchen wird durch die Magd zum Stehlen verleitet.	146
Tödlicher Biß der gemeinen Ratter.	151
Erwachen der Scheintodten.	155
Anhänglichkeit einer Kaze.	157
Die Ratten als Diebe.	158
Der menschenfreundliche Kosak.	159
Recket die Hunde nicht.	161
Der Hund, des Menschen Freund und Gefährte.	162

